Johannes Scherr

Drei Cäsaren

Vergrabene Schätze

Johannes Scherr

Drei Cäsaren



Johannes Scherr:

Drei Cäsaren

Printed in Germany

Druck der Ludendorff-Druckerei München 2 / 1942

Johannes Scherr

DREI CÄSAREN



Ludendorffs Verlag GmbH · München 19

TIBERIUS

Im Jahre 14 der christlichen Zeitrechnung, am 19. August, ist zu Nola in Campanien Gajus Julius Cäsar Octavianus Augustus gestorben, der Rächer seines von der republikanischen Aristokratie Roms ermordeten Großoheims, der Begründer nicht, aber der Feststeller und Ausbauer der römischen Monarchie.

Der nahezu siebenundsiebzigjährige Kaiser - denn er war es, welcher den Namen Cäsar zuerst im Sinne des kaiserlichen Herrschertitels trug - hatte seinen Stief- und Schwiegersohn Tiberius, welcher sich in Brundusium nach Illyrien einschiffte, bis nach Beneventum begleitet und war von dort nach Nola gereist. Hier erlitt er einen heftigen Rückfall in die Dysenterie, welche er sich unlängst durch eine Verkältung in Astura zugezogen hatte, von der er aber während eines Aufenthaltes in Neapel und auf der Insel Capreä (Capri), einer Privatbesitzung der cäsarischen Familie, scheinbar vollständig genesen war.

Seine Umgebung erkannte bald, daß es verzweifelt um ihn stände, und die Kaiserin Livia sagte ihrem Sohn Tiberius Kuriere nach, um den mutmaßlichen Thronerben an das Sterbebett des „Herrn der Welt", des „Imperator urbis

et orbis", zurückzuholen. Er kam. Ob aber noch rechtzeitig, ist fragwürdig, wenn schon einer der Hauptquellschriftsteller, aus welchen wir, der vielen und nur allzu begründeten kritischen Bedenken ungeachtet, römische Kaisergeschichten schöpfen müssen, - Sueton - mit Bestimmtheit versichert, Tiberius habe seinen Stief-, Schwieger- und Adoptivvater noch am Leben getroffen und in langem Geheimgespräche die letzten Willensbestimmungen desselben empfangen. Augustus täuschte sich keineswegs über seinen Zustand und nicht allein mit ruhiger Gefaßtheit, sondern sogar mit heiterer Ironie sah er dem letzten Augenblick entgegen. Dieser Mann hatte ja alles genossen, was die Erde selbst dem kühnsten Begehren zu bieten vermag. Er war einer jener großen Verbrecher der sogenannten Weltgeschichte, - - -

„Die stört nie im Innern
bei lebendiger Zeit
ruhloses Erinnern
und vergeblicher Streit -"

einer jener Weltkomödianten, welche eine Laufbahn voll Frevel und Ruchlosigkeit nur als eine Rolle fassen und führen, deren Text, so bilden sie sich ein, das unwiderstehliche Schicksal selber gedichtet habe. Die Erinnerung an die Myriaden von Menschenopfern, die er der Erlangung und Festhaltung seiner Kaiserschaft dargebracht hatte, beeinträchtigte gewiß nie weder seinen Appetit noch seinen Schlaf. Es ist ihm sicherlich nie eingefallen, seine Füße darauf anzusehen, ob von den Blutströmen, die er durchwadet hatte, um zum Kaiserthron zu gelangen, kein Rot daran haften geblieben. Er nahm sich niemals Zeit zu Gewissensbissen und zu dergleichen „unpraktischen" Zeug mehr. Er hatte genug zu tun,

gut zu schauspielen. Mit vollendeter Heuchelkunst wußte er den Leuten weiszumachen, das ihnen von ihm auferlegte Joch wäre keins. Seine Monarchie heuchelte immerzu noch die Republik, deren Formen und Formeln er ja bestehen ließ. Im übrigen war diese Monarchie, welche wenigstens Ordnung und Sicherheit schuf, eine Wohltat. Wie wäre auch in diesem Rom, wie es durch die Greuel der Zeit des Marius und Sulla, weiterhin durch die Bürgerkriege während der beiden Triumvirate geworden, die Republik, eine wirkliche Republik, noch eine Möglichkeit gewesen? Schon der bloße Gedanke war Narrheit.

Ja, mit Gelassenheit und Humor erwartete der Kaiser das Ende als ein Mann, der bis in seine Fingerspitzen hinaus überzeugt war, daß mit dem Tod alles aus und vorbei. Konnte der, welcher mit Antonius und Lepidus zusammen die fürchterlichen „Proscriptionslisten" entworfen hatte, an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine jenseitige Vergeltung glauben? Nein. Die Märchen vom Elysium und vom Tartarus, welche der geschmeidige Hofpoet Vergil in so wohlklingende Verse gebracht hatte, waren ja ganz gut als Unterhaltungsfüllsel für müßige Stunden; aber daran zu glauben, das konnte selbstverständlich nur dem Pöbel zugemutet werden.

Am Morgen seines letzten Tages fragte der zum Sterben Bereite, ob man in der Stadt von seinem Zustande Kenntnis hätte und ob sich die Leute darüber beunruhigten. Als man ihm gesagt, alles ginge in Nola den gewohnten Gang, hieß er einen Spiegel bringen und ließ sich frisieren. Dies geschehen, richtete er an die sein Lager umstehenden vertrauten Höflinge die Worte: „Sagt einmal, Freunde, habe

ich die Posse des Lebens mit Anst[illegible] (commode) durchgespielt?", fügte mit leiser Stimme aus dem Epilog zu einer griechischen Komödie die Verse hinzu:

„Wenn das Stück euch hat gefallen,
nun, so laßt den Beifall schallen!"

ließ sich in die ausgestreckten Arme der Livia fallen, sagte dieser Frau, welche er sehr geliebt und wohl auch ein bißchen gefürchtet hatte, noch ein zärtliches Wort und verschied.
Tiberius Claudius Nero, der Stief-, Schwieger- und Adoptivsohn des Toten, war jetzt Princeps, Imperator, Cäsar. Denn seine Nachfolge im Besitze der höchsten Macht über den römischen Staat und damit über den „Erdkreis" ging ohne Schwierigkeit vonstatten, obzwar der römische Adel den neuen Herrscher sehr scheel ansah. Diese mit leicht zählbaren Ausnahmen bis zum Angefaultsein verderbte Aristokratie war durch Augustus so gezähmt worden, daß die Söhne und Enkel und Vetter derer, von welchen Julius Cäsar umgebracht worden war, allen Ernstes an den „göttlichen" Ursprung glaubten, welchen die höfische Poesie, wie sie im „augustischen Zeitalter" aufgekommen, dem julischen Geschlechte, das seine Herkunft vom sagenhaften Trojaner Aeneas ableitete, untertänigst angeschmeichelt hatte. Der neue Kaiser war kein Julier, sondern nur ein Claudier und das ist ihm von den römischen Legitimisten niemals verziehen worden. Er galt diesen Junkern, welche ihren Legitimismus wunderlichst mit Republikanismus zu verquikken liebten, als ein Eindringling. Und um wie viel mehr vollends den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses!
Hier liegt zweifelsohne die Wurzel des schlechten Rufes,

welchen man in den Kreisen der römischen Aristokratie dem Tiberius zurechtmachte, lange bevor er denselben verdiente. Hier wurden die Farben gerieben und gemischt zu jenem Bild eines Ungeheuers, einer Verkörperung des Begriffes „Tyrann", als welches und als welche das Altertum den Sohn der Livia den späteren Zeiten überliefert hat. Und so gewaltig war die Wirkung und Nachwirkung des Hasses, welchen der römische Adel dem Nachfolger des Augustus von Anfang an trug, daß sogar der hohe Geist eines Tacitus der Überlieferung sich beugte und die Erscheinung des Tiberius mit einer Voreingenommenheit und Einseitigkeit ansah und behandelte, welche die moderne Kritik dem großen Geschichtschreiber nachwies und mit Recht zum Vorwurf machte. Schon der geistvolle französische Skeptiker Montaigne hat im 16. Jahrhundert den Anstoß zu solcher Kritik gegeben und merkwürdig ist auch, daß Napoleon im Jahre 1804 gegen Fontanes über die Mängel der taciteischen Geschichtschreibung sich ausließ, welche seither durch Deutsche Kritiker wie Krüger, Sievers, Höck, Wietersheim, Stahr, Hertzberg und andere, sowie durch englische wie Ihne und Merivale allseitig untersucht und erörtert worden sind. Die Quelle dieser Mängel ist gewesen, daß Tacitus ein überzeugter aristokratischer Republikaner oder republikanischer Aristokrat war, welcher ehrlich und fest glaubte, mit der Unterwerfung der römischen Aristokratie durch die cäsarische Monarchie habe der unaufhaltsame Untergang des römischen Staatswesens angehoben. Von diesem Gesichtspunkt aus hat er auch den Tiberius und dessen Regierung angesehen. Aber die berühmte Schilderung dieser Zeit in seinen „Jahrbüchern" ist keineswegs folgerichtig durchge-

führt. Denn nicht selten richtet sich doch der Geist der Wahrhaftigkeit in dem „großen Koloristen" gegen die Zumutung vonseiten der Parteiborniertheit und die Klatschtradition entschlossen auf. Dadurch kam Ungleichheit und Unfolgerichtigkeit in das Gemälde.

Wäre Tacitus konsequent verfahren, so hätte er, welcher nicht nur im politischen, sondern auch im ethischen, also im besten Sinne ein Aristokrat war, den Tiberius eigentlich sympathisch angesehen und behandeln müssen. Denn der Kaiser, obgleich mit Abrechnung seiner letzten Regierungsjahre einer der besten Regenten, welche Rom jemals gehabt, war bei der urteilslosen Menge, der er etwas vorzuschauspielen verschmähte und deren Gunst oder Abgunst er gleichermaßen stolz verachtete, im höchsten Grade unpopulär. Die Menge will beschmeichelt und mit schönen Worten geködert sein. Der Erzheuchler Augustus hatte das wohl gewußt und sehr geschickt betätigt. Sein schwermütiger Nachfolger verschmähte diese kleinen, aber für einen Monarchen immerhin großen Künste und Kniffe und blickte mit derselben Gleichgültigkeit auf den Haß der Junker wie des Pöbels herab.

Schwermut war diesem Mann an- und eingeboren. In der Menschenverachtung hat er sich erst eingelebt. Und sie galt auch nur seinen Zeitgenossen. Bezeichnend sagt Tacitus: „Ihm lag weniger der Beifall der Mitlebenden als die Anerkennung der Nachwelt am Herzen." Gewiß kein unedler Ehrgeiz.

Die Gang-und-gäbe-Vorstellung von Tiberius wird sich gegen die Tatsache sträuben, daß er in der Blüte seiner Männlichkeit für einen der schönsten Männer Roms galt.

Seiner aus dem Altertum herabgekommenen Porträtbüste zufolge, welche das vatikanische Museum bewahrt, war dieser Ruf wohl gerechtfertigt. Mag auch das Marmorbild des Prinzen etwas idealisiert sein, immerhin zeigt es uns einen edelgeformten Kopf und ein feingeschnittenes, geistvolles Antlitz, über welches ein Hauch von Melancholie gebreitet ist. Einen ganz andern Eindruck aber macht eine Porträtbüste, welche, im Museo Nazionale in Neapel zu finden, den altgewordenen Kaiser darstellt, gewitterdüster, um die gekniffenen Lippen einen schneidenden Zug von Skepsis, das ganze Gesicht wie von einer verderbenträchtigen Wolke von Haß und Hohn beschattet.
Wie er in diesen Bildnissen erscheint, so stand der junge und so der alte Tiberius in der Geschichte Roms: - erst ein jugendlicher Heros, dann ein greiser Dämon, welcher viel, sehr viel gelitten und das Allerschlimmste erfahren haben mußte, um das zu werden.
Seine ganze Erscheinung ist keineswegs so rätselhaft, wie sie der oberflächlichen Betrachtung allerdings erscheinen mag. Um den gewordenen Tiberius zu begreifen, muß man den werdenden kennen. Der Knabe und Jüngling kann und soll uns den Mann und Greis erklären.

- - - -

Tiberius stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem hocharistokratischen Geschlechte der Claudier, welches, ursprünglich aus Sabinum nach Rom eingewandert, zu verschiedenen Zeiten in der römischen Geschichte eine so vortretende Rolle gespielt hatte, daß seine „Stemmata"

(Ahnentafeln) fünf Diktatoren, zwanzig Konsuln und sieben Triumphatoren aufwiesen. Im gleichen Maße jedoch, wie sich die Claudier durch ihre Verdienste um den Staat berufen, hatten sie sich durch ihren unbändigen Stolz und junkerhaften Hochmut verrufen gemacht. Tibers Vater, Tiberius Claudius Drusus Nero, hatte als der Charakterschwächling, welcher er war, den Ruf seines Hauses nicht gemehrt. In den Bürgerkriegen war er zweiächslerisch von einer Partei zur andern geschwankt. Erst ein Genosse des Brutus und des Cassius, dann ein Mitkämpfer des Sextus Pompesus, hatte er seinen Frieden mit dem Triumvir Antonius gemacht und unterwarf sich dann schließlich dem Octavian.

Jahrelang hatte er infolge der angedeuteten Parteistellung mit seiner jungen Gattin Livia Drusilla, von ebenfalls claudischer Abkunft, ein abenteuerliches Kriegs- und Wanderleben geführt und auf einem dieser Züge hatte ihm die erst vierzehnjährige Livia am 16. November des Jahres 41 v. Ztw. seinen Erstlingssohn Tiberius geboren. Der Vater mußte häufig große Mühs- und Drangsale bestehen, um Mutter und Kind vor den Soldaten des Octavianus zu retten, desselben Octavianus, den ein „wunderbares Spiel des Schicksals" später zum Gatten der Livia und zum Adoptivvater Tibers machte.

Livia, wohl zu schmeichlerisch als die schönste Frau ihrer Zeit gepriesen, aber fraglos eine der klügsten, eine kalte und berechnende Natur, war achtzehn Jahre alt, als sie die Blicke des siegreichen Triumvir Octavian auf sich zog, welcher ein ebenso großer Weiberjäger als Männervertilger gewesen war. Er merkte bald, die schöne Livia wäre zu

klug, ihn anders als durch Heirat in ihren Besitz gelangen zu lassen. Er beschloß also, sie zu heiraten. Freilich war auch er bereits verheiratet, allein derartige Hindernisse wurden im damaligen Rom für gar keine angesehen. Octavian verstieß seine Gattin Scribonia, verstieß sie an demselben Tage, wo sie ihm seine Tochter Julia gebar, welche nachmals so fürchterlich verrufen, aber immer noch schlechter war als ihr Ruf. Zugleich befahl der Allgewaltige dem Tiberius Claudius Drusus Nero, sich ebenfalls von seiner Frau zu scheiden. Dies geschah und der gehorsame Ehemann trieb die Gefälligkeit so weit, daß er, sozusagen, den Brautführer machte, als Octavian mit der Livia Hochzeit hielt. Drei Monate später gebar sie den Claudius Drusus Nero, welchen Sohn Octavian dem ersten Gemahl seiner Frau zustellen ließ, obzwar die römische Lästerchronik behauptete, er selber wäre des Kindes Vater. Tiberius Claudius Drusus Nero starb unlange darauf, nachdem er den Octavian zum Vormund seiner beiden Söhne Tiberius und Drusus bestellt hatte.

Tibers Kindheit und Jugend war eine nichts weniger als glückliche und es bewahrheitet sich an ihm auch der goethesche Ausspruch, daß niemand die ersten Eindrücke des Daseins je zu verwinden vermöge. Erst neun Jahre ist er alt gewesen, als er, römischem Brauche gemäß seinem Vater auf dem Forum die Leichenrede halten mußte. Von Natur scheu und verschlossen, wie er war, konnte sein Aufenthalt im kaiserlichen Palatium ihn immer nur mißtrauischer gegen sich selbst und gegen andere machen. Er vereinsamte schon als Knabe. Zwar seine Mutter liebte ihn und baute, wie nicht zu bezweifeln, auf die unverkennbaren bedeuten-

den Geistesgaben ihres ältesten Sohnes um so mehr hochfliegende Pläne, als ihre Ehe mit dem Cäsar Augustus, wie Octavian jetzt hieß, kinderlos blieb. Aber sein Stiefvater konnte ihn nicht leiden und zog ihm nicht nur, wie natürlich, die eigene Tochter Julia, sondern auch seinen jüngeren Bruder Drusus augenscheinlich weit vor. Tiberius fühlte, daß er überflüssig, daß er diesen und jenen im Wege. Das machte ihn ungesellig und, weil er sich nicht an den Leuten abschleifen konnte, eckig und steif in seinen Gebaren. Dazu kam, daß er infolge der Frühreife seines Verstandes, wie infolge der Verhältnisse, schon in Knabenjahren ein Beobachter wurde, und was er in seiner Umgebung vom Tun und Treiben der Menschen sah, mußte in seiner Seele den Keim der Menschenverachtung und des Menschenhasses entstehen und wachsen machen.

Schon frühzeitig hieß er seines unjugendlichen, ernsten und zugeknöpften Wesens wegen bei Hofe spöttlich „der Alte". Gerechter wäre es gewesen, ihn einen „Reifen" zu nennen. Denn schon als Jüngling war er zu einer geistigen Entwicklung gelangt, welche ihn fraglos zu den gebildetsten Männern seiner Zeit stellte. Und das muß man dem Augustus nachsagen, daß er, obzwar er es nur seiner Frau zuliebe tat, umsichtig und treulich dazu besorgt war, seinem Stiefsohn alles zufließen zu lassen und zu gewähren, was zur Entfaltung der glänzenden Anlagen desselben beitragen und ihn zur späteren Übernahme der wichtigsten Stellen und Ämter befähigen und tüchtig machen konnte. In Jahren, wo andere Knaben das Leben nur erst für einen Tummelplatz für knäbische Spiele ansehen, wurde Tiber schon in das Verständnis von Staats- und Kriegsgeschäften einge-

führt und zur Handhabung von Verwaltungssachen und militärischen Aufgaben angeleitet.
Daß er und was er gelernt, hatte er schon als Neunzehnjähriger zu zeigen Gelegenheit. Da machte er als Brigadegeneral - denn diesem modernen Offiziersrang entsprach der eines römischen Kriegstribuns - den ersten Feldzug mit gegen die Kantabrer in Spanien. Von da an ist er viele Jahre lang fortwährend, im Krieg und im Frieden, an der Verwaltung des römischen Weltreiches in hervorragender Weise beteiligt gewesen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren leitete er einen Feldzug in Armenien. Zwei Jahre später ist er zum Civil- und Militärstatthalter von Gallien, also zur Regierung einer der wichtigsten Provinzen des Reiches berufen worden. Dann wieder hatte er in Pannonien (Ungarn und Dalmatien) den Heerbefehl zu führen und in allen diesen mit großer Verantwortlichkeit, mit vielen Anstrengungen und Mühsalen beschwerten Ämtern gelang es ihm, mehr und mehr das Vertrauen seines kaiserlichen Stiefvaters, sowie die Zuneigung seiner Untergebenen und die Achtung der öffentlichen Meinung zu gewinnen.
Wir besitzen dafür Zeugnisse von unanzweifelbarer Echtheit. Viel schon hatte es zu bedeuten, wenn ein junger Mann in Tibers Stellung, ein Prinz des kaiserlichen Hauses, im damaligen Rom ein geregeltes und wohlanständiges Leben führte. Im damaligen Rom, diesem ungeheuren Lasterpfuhl, dessen giftfarbigschillernde Oberfläche zwei bekannte Gedichtesammlungen des Zeitgenossen Ovid („Liebschaften" und „Liebeskunst") verführerisch genug widerspiegeln. Kein Zeitgenoß Tibers, überhaupt keiner unserer antiken Gewährsmänner weiß uns von Ausschweifungen des jungen

Prinzen zu melden. Dagegen war seines Lobes voll ein so klassischer Zeuge wie Horaz, wohl der feinste Menschenkenner, der uns im ganzen Bereiche der römischen Literatur begegnet. Wenn seine Beziehungen zum Hofe und insbesondere zu seinem Wohltäter, dem kaiserlichen Minister Mäcenas, ihn zwangen, gelegentlich dicke und nicht sehr wohlduftende Weihrauchswolken vor der Nase des Augustus aufsteigen zu lassen, so hat er sich doch anderwärts, wie seine Satiren und Episteln beweisen, die Freiheit des Urteils und den Freimut des Wortes durchaus bewahrt. In den zuletzt erwähnten seiner Werke hat er Beweise seiner Hochachtung für Tiberius niedergelegt, welche, fern von jeder Übertreibung, schon durch die Einfachheit des Ausdrucks ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bezeugen. An einer Stelle kennzeichnet er den Prinzen als mannhaft und bieder („fortem bonumque"), an einer andern nennt er ihn gut und ruhmreich („bonus clarusque"), an einer dritten preist er ihn als den tapfern Besieger der Armenier („Claudi virtute Neronis Armenius cecidit").

Also war mit der Zeit in das Dasein Tibers mehr Sonnenschein gekommen. Der hellste Strahl desselben kam aus seiner glücklichen Ehe mit der Tochter von des Augustus berühmten General und Minister Agrippa aus dessen erster Ehe mit einer Tochter des als Cicero's Freund bekannten Ritters Atticus. Diese Dame, Vipsania Agrippina, mit welcher der Prinz frühzeitig vermählt worden, nennt Sueton eine vortrefflich zu ihm passende Frau („bene convenientem"). Tiberius liebte sie innig und dieser Ehebund war einer der wenigen, der sehr wenigen in Rom, welcher für die verschiedenen daselbst aufgetanen „Lästerschulen" kein

Abhandlungsthema abgab. Vipsania hatte ihrem Gatten einen Sohn geboren, welchem er seinem Vater und seinem Bruder zu Ehren den Namen Drusus gegeben. Sie ging mit ihrem zweiten Kinde, als es dem Augustus beliebte, das Glück der Gatten brutal-gewaltsam zu vernichten.

- - - -

Ja, der Sonnenschein im Leben des Tiberius hielt nicht lange vor. Schon zog eine dunkle Wolke nach der andern am Horizont herauf und bald war das ganze Firmament über dem Prinzen eine bleischwere Düsternis.

Die dynastische Politik des alternden Kaisers vernichtete unbedenklich das eheliche Glück und den häuslichen Frieden seines Stiefsohnes. Augustus trachtete auf alle Weise, sein Haus im Besitze des Prinzipats zu erhalten oder, nach unserer Ausdrucksweise, seine Dynastie auf dem Throne zu befestigen. Hiergegen vermochte keinerlei andere Rücksicht aufzukommen. Nun hatte er aber keinen legitimen Sohn und also beruhten seine dynastischen Wünsche und Hoffnungen auf seiner einzigen legitimen Tochter Julia, welche seine erste Gattin Scribonia ihm geboren hatte.

Die Prinzessin war schon zweimal verheiratet gewesen, erst mit des Kaisers Neffen Marcellus, dann nach dessen Ableben mit dem General und Minister Agrippa, dem Schwiegervater des Tiberius. Julia stand in ihrem achtundzwanzigsten Jahre, als Agrippa starb. Ob sie, deren begehrliches Auge noch bei Lebzeiten ihres zweiten Mannes auf den „schönen" Tiber gefallen war, oder ob, wie stark zu vermuten steht, die Augusta Livia dem Augustus den Gedanken einer Heirat ihres Sohnes mit ihrer Stieftochter ein-

geblasen habe, muß dahingestellt bleiben. Genug, der Kaiser befahl seinem Stiefsohn, der zärtlich von diesem geliebten Vipsania den Scheidebrief zuzustellen, und die Julia, welche von Tiberius verabscheut wurde, zu heiraten. Widerspruch war unmöglich und der Prinz fügte sich in das Unvermeidliche. Vipsania ward verstoßen und im Jahre 10 v. Chr. hielt Tiber seine unselige Zwangshochzeit mit der Tochter seines Stiefvaters.

Um zu wissen, was das heißen wollte, muß man sich erinnern, wer und was die Julia war. Ein Weib nämlich, welches den trefflichen, ja, geradezu großen Agrippa zum gehörntesten aller Hörnerträger gemacht hatte, die auf dem Pflaster von Rom herumgingen. Ja, des Augustus einzige Tochter müßte unbedingt das verrufenste Weib ihrer Zeit genannt werden, so ihr Verruf etwas später nicht durch die Aufführung ihrer gleichnamigen Tochter, der jüngeren Julia, einigermaßen hintangedrängt worden wäre. Als Frau des Agrippa hatte sie fünf Kinder geboren, die vom Augustus adoptierten Prinzen Gajus Cäsar, Lucius Cäsar und Agrippa Posthumus, sowie die Prinzessinnen Agrippina und Julia. Es schien also zur Fortpflanzung des julisch-augustischen Hauses genug Material vorhanden. Die Mutter der genannten Prinzen und Prinzessinnen kümmerte sich aber weder um diese, noch um die dynastischen Sorgen und Hoffnungen ihres Vaters. Sie lebte nur ihren Lüsten und führte ein Lasterleben, welches sogar einem so ausgesprochenen Höfling, wie der unter Tiberius dienende Stabsoffizier Vellejus Paterculus, Verfasser eines Abrisses römischer Geschichte, einer war, Worte der Entrüstung entriß. Er sagt: „Des Augustus Tochter Julia, ganz und gar

uneingedenk, was sie einem solchen Vater und einem solchen Gatten (Agrippa) schuldet, übersprang in ihren Ausschweifungen alle Schranken der Schamlosigkeit. Die Hoheit ihrer Stellung hat sie zum Maßstab ihrer Frechheit im Sündigen gemacht und alles für erlaubt gehalten, wonach sie verlangte." Etwas später hat Seneca, der Lehrer des Kaisers Nero, in einer seiner Schriften einen Auszug aus den amtlichen Untersuchungs- und Anklageakten mitgeteilt, welche nach dem Fall der Prinzessin auf Befehl ihres Vaters gegen sie aufgesetzt worden waren. Es ist daraus nur etwa diese Stelle mitteilbar: „Die verworfene Julia zählte ihre ehebrecherischen Buhler nach Dutzenden. Nachschlafenderweile durchzog sie im schwärmenden Geleite ihrer Bacchanaliengenossen die Stadt und machte das Forum und daselbst die Rednertribüne, von welcher herab ihr Vater sein gegen den Ehebruch gerichtetes Gesetz verkündet hatte, vorzugsweise zum Schauplatz ihrer Lasterhaftigkeit."

Dieses Weib zu ehelichen, wurde Tiberius von seinem kaiserlichen Stiefvater gezwungen, unter Beihilfe seiner eigenen Mutter Livia, deren Ehrgeiz sich der Hoffnung, obzwar vorerst nur einer sehr nebelhaft unbestimmten Hoffnung, überließ, mittels der Heirat ihres Sohnes mit der einzigen Tochter ihres Gemahls könnte die Thronnachfolge in ihr eigenes Geschlecht gebracht werden. Sueton erzählt, daß der Prinz nur mit großer Herzbeklemmung („non sine magno angore animi") gehorsam sich erwiesen habe, und setzt hinzu: „Die erzwungene Scheidung von der Vipsania schmerzte ihn tief und lange. Als er der Verstoßenen einmal zufällig begegnete, sah er ihr mit so starren und tränenvollen Augen nach, daß man Vorsorge traf, sie ihm fortan

fernzuhalten.“ Es bedarf keiner betonten Hinweisung, daß alles, was mit der Ehescheidung und der neuen Eheschließung Tibers zusammenhing, wie ein scharfer und vergifteter Stachel in eine ohnehin zur Schwermut geneigte Menschenseele sich einbohren mußte. Der unglückliche, gerade in seinen besten und zartesten Gefühlen so roh verletzte Mann fügte sich zuvörderst, gewiß hauptsächlich um seiner Mutter willen, unter das ihm auferlegte Joch. Die übel zusammengefügte Ehe mit der Julia währte jedoch – wie etwas vorgreifend gleich hier noch gesagt werden mag – nicht lange, wenigstens tatsächlich nicht lange. Nachdem der Sohn, welchen sie ihm geboren, bald nach der Geburt gestorben, schied sich der Prinz tatsächlich von der Zuchtlosen, wenn schon er es nicht wagte, diese Scheidung auch öffentlich und rechtskräftig zu machen.

Bevor es dazu gekommen, hatte den Tiberius von anderer Seite her ein schwerer Schlag getroffen. Er hatte, aus seinem dritten Feldzug in Pannonien zurückkehrend, im Herbste des Jahres 8 v. Ztw. in Pavia eine Zusammenkunft mit dem Augustus und der Livia, als in die genannte Stadt die Nachricht gelangte, sein Bruder Drusus, welcher das römische Heer in Germanien befehligte, sei von einem lebensgefährlichen Unfall betroffen worden. Derselbe hatte nämlich bei einem Sturz mit dem Pferde den Oberschenkel gebrochen und lag auf den Tod darnieder, welcher dann auch nach dreißigtägigem Leiden eintrat. Tiber warf sich in den Sattel, durcheilte, Tag und Nacht reitend und nur von einem Führer geleitet, die Alpenpässe, erreichte das jenseits des Rheins aufgeschlagene römische Lager und fand den zärtlich von ihm geliebten Bruder noch am Leben, aber doch

schon rettungslos. Drusus hatte nur noch die Kraft, einen letzten Befehl zu geben, den Befehl, die Adler dem ankommenden Tiberius entgegenzutragen und denselben als Feldherrn zu begrüßen. Dann starb er in den Armen des Bruders, welcher den Toten in feierlichem Aufzug nach Italien und Rom geleitete, der Trauerpompa den ganzen Weg entlang zu Fuß voranschreitend („pedibus tot itinere progrediens"), zum Zeichen seines Schmerzes und seiner Verehrung des Hingeschiedenen, dem er auf dem Forum die Bestattungsrede hielt.

Die Schmähsucht und der Verleumdungsklatsch sind immer Merkmale grundverderbter Zeiten. Es kann dann zumal namentlich auch kein unvorhergesehener Todesfall eintreten, ohne daß sofort von Dolch oder Gift gemunkelt würde. Die Leute sind eben geneigt, einander das Schlechteste zuzutrauen, und haben ja Grund genug dazu. So gab denn der Tod des Drusus der römischen Gesellschaft willkommene Veranlassung zu düsterem Gemunkel, welches sich jedoch erst später lautzumachen wagte. Die Müßiggänger und Müßiggängerinnen von Klatschvettern und Verleumdungsbasen, welche die Fora, die Spazierhallen, die Parke und Bäder unsicher machten, zischelten einander zu, der arme Prinz Drusus sei von Gesinnung ein entschiedener Republikaner gewesen und habe sich ernstlich mit dem Plane getragen, die römische Republik wiederherzustellen. Darum habe man ihn rasch mittels Giftes beiseite geschafft. Das wurde gierig gehört und gern geglaubt. Je abgeschmackter, desto glaubwürdiger. Die erlogene Schandtat wurde anfänglich dem Augustus zugeschrieben, später dann dem Tiberius auf sein Sündenregister gesetzt. Der ernste Tacitus

hat die ganz sinnlose Verleumdung keiner Erwähnung wert-
gehalten.
Den erledigten Heerbefehl in Germanien übertrug Augustus
im Jahre 7 v. Ztw. seinem Stiefsohn, welcher bis zum
Jahre 5 diese schwierige Feldherrnpflicht erfüllte. So löb-
lich, daß ihm die Ehre eines Triumphes zuerkannt, er auch
zum zweiten Consulat berufen und endlich fünf Jahre mit
der „tribuicischen Gewalt" ausgestattet wurde. Die letzt-
genannte Würde war schon ein großer Schritt vorwärts zur
Mitregentschaft. Kaum nun hatte ihn die Triumphators-
biga zum Jupitertempel auf dem Kapitol emporgefahren,
als er Rom schon wieder verlassen sollte, um nach dem
Morgenland zu gehen und in Mesopotanien und Armenien
gegen die Parther das Generalkommando zu führen. Ge-
rade jetzt aber trat in sein Leben eine Krisis, welche ihn aus
allen Stellungen und Staatsgeschäften hinauswarf und ihn
für lange Jahre zu einem Verbannten machte.

\- - - -

Beweggründe der peinlichsten und traurigsten Art bestimm-
ten ihn, ein Entsagender zu werden.
Er konnte es nicht mehr ertragen, für den Ehemann einer
Julia zu gelten. Ihm mochte es vorkommen, als wiese man,
wo er stand und ging, mit Fingern auf ihn, als sähe er über-
all das Spottlächeln und hörte allenthalben das Hohn-
zischeln. Er fand nicht den Mut - und auch das kennzeichnet
seine Stellung - seine verworfene Scheinfrau bei ihrem
Vater anzuklagen, oder er mußte das seiner Mutter zu Ge-
fallen unterlassen. Aber er ertrug es nicht länger, den „Ele-
phanten" zu machen, will sagen, die Ausschweifungen

Julias durch seine Anwesenheit zu decken, ja, eben durch seine bloße Scheinehemannschaft den Schein auf sich zu laden, als billigte er den Wandel des schamlosen Weibes. Dies war das eine Beschwernis. Das andere ergab sich aus seiner fragwürdigen, ja, wohl geradezu widerwärtigen Stellung in der kaiserlichen Familie. Er war ja dannzumal noch nicht der Adoptivsohn des Kaisers, sondern eben nur der Stiefsohn und darum als ein bloßer Eindringling angesehen. So ganz entschieden von Seiten der heranwachsenden Söhne der zweiten Ehe seiner verhaßten Scheinfrau, welche Prinzen, wie schon erwähnt, von ihrem Großvater förmlich adoptiert waren und die im Vollgefühl ihrer cäsarischen Prinzlichkeit zugleich übermütig und neidisch auf den Stiefvater blickten.

Das alles vermochte Tiber nicht mehr auszuhalten. Er faßte deshalb den raschen und kühnen Entschluß, das Netz, welches ihn einengte und zu ersticken drohte, zu zerreißen. Auch seine Mutter – und das wollte viel sagen – war nicht im Stande, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, obzwar sie es sicherlich nicht an den eindringlichsten Vorstellungen fehlen ließ. Ihr mußte ja, was der Sohn tun wollte, als die Vernichtung ihrer stolzesten Hoffnungen erscheinen. Tiberius blieb fest, legte alle seine Ämter und Würden nieder, verließ Rom, schiffte sich nach Griechenland ein und nahm als freiwilliger Exulant seinen Wohnsitz auf der Insel Rhodos, um, wie er sagte, daselbst wissenschaftliche Studien und literarischen Arbeiten zu leben. Dame oder Dirne Julia ließ er selbstverständlich gern in der Hauptstadt des Reiches zurück, sehr gern, dagegen höchst ungern seinen fünfjährigen Sohn Drusus. Augustus hatte ihm verboten, den Knaben

mitzunehmen – ein schwerer Wermutstropfen mehr in den ohnehin vollen Kelch seiner Bitternisse.
Die Insel Rhodos war zu jener Zeit eine der Lieblingsstätten hellenischer Bildung und insbesondere berühmt um ihrer philosophischen und rhetorischen Lehranstalten willen. Sieben volle Jahre, vom Jahre 5 v. Ztw. bis zum Jahre 2 n. Ztw., von seinem 36. bis in sein 44. Lebensjahr, hat Tiberius daselbst gelebt. In der Zurückgezogenheit eines Privatmannes, allen öffentlichen Angelegenheiten durchaus fern, nur mit literarischen Fragen und philosophischen Problemen beschäftigt. Die Klätscher und Klätscherinnen in Rom die wollten freilich wissen, er hätte in dieser „verstellten Zurückgezogenheit nur über seinen Groll, seine Heuchelei und seinen heimlichen Lüsten gebrütet". Allein Tacitus, welcher dieses meldet, hat sich doch gedrungen gefühlt, zu sagen, daß es nur auf widerspruchsvollem Gerede beruhte („rumoribus differebant"). Sueton seinerseits bringt aus der rhodistischen Zeit des Prinzen etliche liebenswürdige Züge von ihm bei. Mit den griechischen Poeten und Gelehrten der Insel verkehrte er in anspruchsloser Weise und ahndete auch eine ihm gelegentlich zugefügte Beleidigung in mildester Art.
Vier Jahre seiner Selbstverbannung waren herum, als ihm ein Schnellsegler den Beweis brachte, daß Gerechtigkeit unter Menschen doch nicht gerade immer und überall ein bloßes Wort sei, wie sie es allerdings zumeist zu sein pflegt. Die Prinzessin Julia war endlich zu Fall gekommen. Ihre Zuchtlosigkeit, verbunden mit einem unbändigen Hoch- und Übermut, hatte seit Tibers Entfernung jede Vor- und Rücksicht so sehr hintangesetzt, daß ihre greuelhafte Lieder-

lichkeit zu einem öffentlichen Ärgernis ausgeschlagen war, welches zu schreiend war, um ihrem Vater Augustus noch länger verhohlen bleiben zu können. Der Kaiser, nachdem er alles erfahren, war im höchsten Grade erschüttert und beschämt und man kann sich leicht vorstellen, daß die Kaiserin Livia es sich nicht eben angelegen sein ließ, seinen Grimm und Groll, seine Wehmut und seine Wut zu schwichtigen. Im Gegenteil, ja, wohl ganz im Gegenteil! Die einzige Tochter des Herrn der Welt zucht- und schamloser als die ärgste Gassendirne der Subura - (verrufenes Stadtviertel in Rom) -, welch ein ungeheurer Skandal! Augustus schämte sich dermaßen, daß er sich vierzehn Tage lang in sein Kabinett verschloß und selbst vertrautesten Höflingen keinen Zutritt verstattete. Als er erfuhr, daß Phöbe, die Lieblingszofe Julias, die Mitwisserin aller Sünden der Prinzessin, sich erhängt habe, schrie er klagend auf: „Oh, warum ist Phöbe nicht meine Tochter!" Im ersten Zorn hatte er kraft altrömischen Vaterrechtes die Sünderin eigenhändig töten wollen. Mit Mühe davon abgebracht, ließ er der Gerechtigkeit den Lauf. Eine Untersuchung ward angeordnet und als Ergebnis derselben ein Anklagebericht an den Senat erstattet. Über die Buhler der Prinzessin, soweit sich dieselben, deren Zahl Legion hieß, ermitteln ließen, ward Tod oder Verbannung verhängt. Sie selbst wurde als Gefangene nach der kleinen Felseninsel Pandataria - jetzt Vandotene, eine der Ponzasinseln unfern Neapel - gebracht, dort eingetürmt und in strengster Haft gehalten, mit Auferlegung von allerlei Beschwerden, auch mit gänzlicher Entziehung feiner Kost und des Weines. Erst nach Verfluß von fünf Jahren ließ der ergrimmte Vater sich bewegen, der

gerichteten Tochter ein weniger armseliges Gefängnis anzuweisen, die Stadt Rhegium. Wieder zu Gnaden angenommen hat er sie nie.
Wenn jedoch Tiberius etwa des Glaubens war, die Katastrophe der Julia müßte sofort eine günstige Wendung seines eigenen Geschickes herbeiführen, so täuschte er sich. Zwar seine Ehe mit dem verlorenen Weibe löste der Kaiser kraft väterlicher Gewalt, aber Tibers großmütige briefliche Fürbitten um eine Milderung von Julias Strafe ließ er unbeachtet und ebenso des Stiefsohnes Wunsch, jetzt nach Rom zurückkehren zu dürfen. Augustus trug es ihm nach, daß er sich selbst verbannt hatte, und außerdem lag dem Kaiser sein ältester Enkel Gajus Cäsar, welchen er sehr lieb hatte, in den Ohren, daß es besser, den Stiefvater zu lassen, wo er war. Es bedurfte noch längerer Zeit, bis die Augusta Livia ihren Herrn Gemahl soweit herum hatte, daß ihr Sohn – im achten Jahre seines Exils – die Erlaubnis erhielt, nach Italien und in die Reichshauptstadt heimzukehren, und noch dazu nur unter der ausdrücklichen Bedingung, auf alle und jede Beteiligung an den Staatsgeschäften zu verzichten und ganz und gar als Privatmann sich zu halten und zu führen.
So kehrte denn Tiberius, in sein fünfundvierzigstes Lebensjahr eingetreten, nach Rom zurück, wo die Leute ihn schon so ziemlich vergessen hatten. Nachdem er, wie der Brauch es forderte, seinen jetzt vierzehnjährigen Sohn Drusus auf dem Forum dem Volke als Volljährigen vorgestellt hatte, überließ er dem Jüngling das früher von ihm, dem Vater, bewohnte Haus des Pompejus in den Carinen und zog sich in eine in den Gärten des Mäcenas auf dem Esquilin ge-

legene oder, sozusagen, verborgene Villa zurück, fest entschlossen, die ihm auferlegte Rückkehrsbedingung streng zu erfüllen. Darin beharrte er, wie es denn überhaupt als denkwürdig zu betonen ist, daß dieser Mann, welcher später den Despotismus zu einem Grauen erregenden Kunstwerke gestaltete, zu dieser Zeit keineswegs nach Macht und Herrschaft begierig schien. Ganz anders allerdings dachte hierin seine Mutter Livia, die fraglos in ihrer innersten Seelenfalte den Wunsch barg, ihren Sohn dereinst als Herrn der Welt zu sehen.
Dazu war freilich zunächst wenig oder gar keine Aussicht. Allein binnen kurzem gestalteten sich die Verhältnisse im augustischen Hause so, daß der geheime Gedanke der Augusta als kein so hoffnungsloser mehr erschien.

- - - -

Aus den Peristylien (Salons) der vornehmen Welt Roms ging das Geraune hervor, die tragischen Einbußen, welche die kaiserliche Familie erlitt, seien vornehmlich auf die gewissenlosen Ränke der Kaiserin Livia zurückzuführen. Beweise hierfür liegen keine vor, es wäre denn, daß man die bezüglichen Aufstellungen und Behauptungen beim Tacitus und andern für beweiskräftig ansehen wollte. Die Livia brauchte auch gar nicht zur Giftphiole zu greifen, um die beiden älteren Enkel des Augustus, Gajus Cäsar und Lucius Cäsar, aus dem Wege zu schaffen. Diese Herren Prinzen sorgten ja mittels ihrer von der Mutter überkommenen und eifrig betätigten Liederlichkeit schon dafür, sich selber zu vergiften. In Festhaltung der immerhin tröstlichen Illusion, daß es auf Erden so etwas wie Gerechtigkeit gebe,

könnte man die schweren Schläge, welche den Augustus als Vater und Großvater trafen, weniger der Livia als vielmehr der Nemesis zuschreiben, von welcher man sagt, daß sie die Weltgeschichte durchschreite, um die Pläne und Hoffnungen der Octaviane, Philippe, Napoleone usw. zunichte zu machen.

Kurz nach des Tiberius Heimkehr, unterwegs nach Spanien, starb Lucius Cäsar zu Massilia (Marseille am 20. August des Jahres 2 n. Ztw. und 18 Monate später verschied Gajus Cäsar, auf der Rückreise aus Asien nach Italien begriffen, zu Limyra in Lykien an durch eine empfangene Verwundung gesteigerter Entkräftung. Der Kaiser versuchte die Lücke, welche diese ihn höchst schmerzlich ergreifenden Todesfälle gerissen, einigermaßen auszufüllen dadurch, daß er seinen jüngsten Enkel, Agrippa Posthumus, und zugleich seinen Stiefsohn Tiberius förmlich adoptierte. Das hatten die Bestürmungen von Seiten der Livia endlich doch zuwege gebracht, aber es war auch eine Staatsnotwendigkeit. Denn Augustus wußte recht gut, daß der rohe, bildungslose und halbtolle Junge, sein Enkel Agrippa Posthumus, ihm keine Hilfe und Stütze im Reichsregiment sein könnte, daß dagegen Tiberius ihm das sein würde. Darum begleitete er den feierlichen Akt der Adoption am 27. Juni des Jahres 4 n. Ztw. in der Sitzung des Senats mit den Worten: „Ich schwöre, daß ich um des Staatswohls willen den Tiberius an Sohnesstatt anehme." Etliche Jahre nachher sah sich der greise Kaiser in die bittere Notwendigkeit versetzt, auch seine Enkelin und den letzten ihm gebliebenen Enkel als brandige Auswüchse von seinem Dasein zu trennen. Die jüngere Julia, eifrig darauf aus, im Laster ihre Mutter zu über-

bieten, wurde zur Buße dafür auf der Insel Trimerus (Temiti) an der apolischen Küste eingetürmt. Agrippa Posthumus, zu allem Rechten unfähig und unwillig, war schon mit neunzehn Jahren ein so brutaler Wüstling, daß er durch sein Gebahren die Würde des kaiserlichen Hauses in den Kot schleifte. Sein Großvater ließ ihn daher auf der Insel Planasia (Pianosa) bei Elba gefangensetzen, woselbst er später (14 n. Ztw.) getötet wurde, unentschieden, ob nach einer Anordnung des Augustus gemäß oder einem Befehl des Tiberius zufolge.

So war für den Sohn der Livia die Bahn frei gemacht. Aber schon jahrelang zuvor war das Verhältnis Tibers zu seinem Stiefvater ein besseres und traulicheres geworden. Die politischen und militärischen Fähigkeiten und Leistungen des Adoptivsohnes mußten dem alten Kaiser mehr und mehr notwendig werden und ihm auch mehr und mehr Achtung abgewinnen. Tiberius verstand es, ihm die ungeheure Bürde der Weltherrschaft zu erleichtern, ohne doch die Eitelkeit und Eifersucht zu verletzen, womit der Greis an dem Besitze dieser Herrschaft hing. Der Kaiser machte sich allmählich immer bestimmter mit dem Gedanken vertraut, in seinem Stiefsohn seinen Nachfolger zu sehen. Eine Reihe von Auszügen aus Briefen des Adoptivvaters an den Sohn, welche Sueton uns überliefert hat, zeigt klärlich, wie hoch Augustus den Tiberius bewertete und in seiner Art auch liebte. Er wird da „Allerliebster Tiber" (jucundissime Tiberi) angeredet und seiner feldherrlichen Tapferkeit, Umsicht und Wachsamkeit halber gelobt. Mit Fug. Denn Tiberius war es ja, welcher mittels wiederholter Feldzüge in Germanien und Panonien die in jenen Gegenden sehr ge-

fährdete Waffenehre und Macht Roms wieder herstellte und zur Geltung brachte. Das gute Vernehmen zwischen Stiefvater und Adoptivsohn, welcher in den letzten Jahren des Augustus als anerkannter Mitregent dastand, blieb ungetrübt bis zur Stunde, allwo zu Nola Tiberius die Zügel der Herrschaft aus der im Tode erstarrten Hand seines Vorgängers übernahm.

Wie war nun zu dieser Zeit der Ruf des fünfundfünfzigjährigen Mannes? Tacitus antwortet: „Man muß seinen Wandel als Privatmann und sein Verhalten als General unter Augustus vortrefflich nennen" (egregium vita famaque etc.). Aber in demselben Atem deutet der römische Historiker an, diese Vortrefflichkeit sei nur eine scheinbare und hinterlistige gewesen, und spricht von erheuchelten Vorzügen („fingendis virtutibus"). Man muß sich eben gefallen lassen, daß beim Tacitus vieles unmotiviert und unvermittelt nebeneinander steht. Wie, bis zum fünfundfünfzigsten Lebensjahr, ja, sogar noch verschiedene Jahre darüber hinaus - wie sich aus dem Zusammenhang der bezüglichen taciteischen Stelle ergibt - hätte Tiberius den Heuchler gemacht, um dann erst die Maske der Verstellung anzutun? Rein unmöglich das! Wer so lange geheuchelt hat, kann gar nicht mehr aufhören, zu heucheln: die Heuchelei ist ihm zum Lebenselement, ja, zur Natur geworden.

Die historische Wahrhaftigkeit verlangt demnach gebieterisch eine andere Erklärung der furchtbaren Veränderung, welche mit Tiberius, dem Kaiser Tiberius vorging - übrigens nicht etwa plötzlich, sondern nur sehr allmählich. Eine unbefangene Prüfung und Wertung der uns zu Gebote stehenden Quellen dürfte zu diesem Ergebnis führen: - Die Masse

von Verbitterung oder, gerade herausgesagt, von Galle, welche sich von Kind auf in Tiberius angehäuft hatte, mußte den physischen Organismus des Mannes so verstimmen, daß infolge dieser Verstimmung auch eine psychische Hypochondrie eintrat, welche mitunter geradezu eine starke Färbung von Wahnsinn annahm. Solcher Wahnsinn - für welchen man ja die richtige Bezeichnung „Kaiserwahnsinn" gefunden hat - mußte sich dann um so schrecklicher gestalten und äußern, als einesteils in dem Gedanken, der Herr der Welt zu sein, etwas so Märchenhaftes, Verlockendes, Bezauberndes lag, daß auch ein solid gebautes Menschenhirn davon wohl schwindelig und wirbelig werden konnte, und andernteils fortgesetzte schlimme Erfahrungen den Tiberius wohl an der Welt, an den Menschen und an sich selbst irremachen und verzweifeln lassen konnten.

\- - - -

„In Rom" - so schreibt Tacitus da, wo er Tibers Regierungsantritt erzählt - „wetteiferten Consuln, Senatoren und Ritter in der Knechtschaffenheit (ruere in servitium). Je höheren Ranges, desto gleißnerischer und zudringlicher. Mit einstudierter Miene, um ja keine Freude über den Tod des einen Fürsten und keine Betrübnis über des andern Gelangung zum Regiment sehen zu lassen, brachten sie in niederträchtiger Huldigung Tränen, Lachen und Seufzer mit- und durcheinander vor."

Hier ist im Lapidarstil angedeutet, warum Tiberius als Kaiser wurde, werden mußte, was er geworden. Diese römische Sklavenbande bedurfte der Peitsche und küßte sie.

Sueton seinerseits meldet: „In der ersten Zeit seiner Re-

gierung benahm er sich ganz bürgerlich und fast wie ein Privatmann (civilem admodum ac paullo minus quam privatum egit). Vor den großen Ehrenbezeugungen, welche man ihm verschwenderisch darbot, nahm er nur wenige und bescheidene an. Die Errichtung von Tempeln, die Stiftung von Priesterschaften ihm zu Ehren verbat er sich entschieden. Auch Standbilder sollten ihm nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubnis aufgerichtet werden. Den Titel Imperator und Augustus lehnte er ab." Dies wird durch das Zeugnis des Cassio Dio bestätigt, welcher angibt, Tiberius habe nur den Titel Princeps führen wollen in der Bedeutung eines Vordersten, eines Fürsten, eines Ersten unter seinen Mitbürgern. Zu betonen ist auch die Nachricht beim Sueton, daß der neue Kaiser es verschmäht habe, gegen solche, die ihn und die Seinigen beschimpften und verleumdeten, gerichtliche Verfolgung anstrengen zu lassen, und daß er bei solchen Veranlassungen die Äußerung getan: „In einem freien Staate müssen Denkweise und Sprache frei sein."

Alles zusammengenommen, wird man also sagen dürfen, sagen müssen, daß die Anfänge von Tibers Regiment gut, würdig und löblich gewesen seien. Möglich, daß auch die Fortsetzung so geblieben, falls die Zeit eine andere war. Die sämtlichen auf uns herabgelangten Berichte ergeben als Summe, daß der Nachfolger des Augustus seine Regentenpflichten etwa in der Art und Weise faßte und zu erfüllen strebte, wie viele Jahrhunderte später König Friedrich der Zweite und Kaiser Josef der Zweite sie gefaßt und erfüllt haben; nämlich so, daß er sich als erster Diener des Staates fühlte und bekannte. Keineswegs nur in Worten, sondern vielmehr mittels seines ganzen Tuns und Waltens. Wäre

der Begriff des modernen Konstitutionalismus auf das römische Staatswesen anwendbar, so könnte man versucht sein, den Tiberius einen konstitutionellen Monarchen zu nennen. Wie er sich im allgemeinen angelegen sein ließ, der eingerissenen Knechtseligkeit entgegenzuarbeiten, so bemühte er sich im besonderen, das tiefgesunkene Ansehen des Senats wieder zu heben, namentlich dadurch, daß er sich den Beschlüssen der „Versammelten Väter" unweigerlich fügte. Redlich und angestrengt arbeitete er für die Sicherung der Reichsgrenzen und des römischen Machtbestandes, für eine gute Ordnung der Finanzen, für eine ehrliche Führung des Staatshaushaltes, für die Handhabung einer unparteiischen Rechtspflege, für die Sicherheit der Personen und des Eigentums, für die Beschränkung des übermäßigen Luxus und für die Besserung der schlechten Sitten.

Aber trotz alledem und alledieſem hat der Kaiser Tiber niemals das Gefühl der Liebe, sondern allen Leuten nur die Empfindung scheuer Furcht eingeflößt. Tacitus hat das gewiß richtig aus der persönlichen Erscheinung des Fürsten erklärt, aus dessen Mangel an verbindlichen Formen, aus seinem eckigen, schroffen, abstoßenden Gebaren, das eben nur der entsprechende Ausdruck seiner düsteren Seelenstimmung war. Es ist dieses Mannes Unglück gewesen, daß er nicht zu sein vermochte, was sein Vorfahr in so hohem Grade gewesen war, ein vollendeter Komödiant. Das Komödiantische unterhält und ergötzt ja die Leute, vorab müßige Weiber, welche letzteren allzeit, wie weltbekannt, bei Schaffung der sogenannten öffentlichen Meinung nicht etwa nur einen, sondern vielmehr alle zehn Finger, von der Zunge gar nicht zu reden, im Spiele haben. Tiberius verschmähte es, den

Gaukler, Wortschaumschläger und Süßholzraspler zu machen. Er gab sich, wie er war, folglich als einen nichts weniger als liebenswürdigen Menschen. Darum ist er von Anfang an entschieden unpopulär gewesen. Die Wucht seiner Unpopularität wirkte auf ihn wieder zurück, machte ihn von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verschlossener und unzugänglicher, mißtrauischer und argwöhnischer. Die Folge hiervon war eine finstere Vereinsamung inmitten der Machtfülle und des Glanzes der Weltherrschaft. Diese Vereinsamung mußte mehr und mehr seine krankhafte Verstimmung und Verbitterung steigern, bis zuletzt, vollends ganz durchgiftet und durchseucht durch entsetzliche Enttäuschung, das kranke Gemüt des Herrschers in wilden Wahnsinn, in wütende Verzweiflung ausbarst.

Sueton und Tacitus stimmen darin überein, daß, obzwar Tiberius „mit der Zeit mehr und mehr den Fürsten herauskehrte, dennoch in seinem Wesen die Seite der Milde und der Fürsorge für das Gemeinwohl noch die vorherrschende blieb", und daß diese gute und glückliche Periode seiner Regierung neun Jahre gewährt habe, bis zum Tode seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Drusus, auf welchen der Vater die größten Hoffnungen gesetzt hatte und der im Jahre 23 n. Chr. nach kurzer und scheinbar unbedeutender Krankheit wegstarb. Allerdings vergiftet, wie acht Jahre später kund wurde, aber keineswegs durch den eigenen Vater, wie der dummboshafte Stadtklatsch munkelte. Selbst Tacitus konnte nicht umhin, diese absurde Verleumdung als solche zu brandmarken („Haec vulgo jactata prompte refutaveris"). Gewiß aber ist dem Kaiser nicht verhohlen geblieben, daß die hauptstädtische Lästersucht ihm selbst das

Abscheulichste, die Vergiftung des eigenen Sohnes, gewissenlos anlog, und wiederum auch dadurch mußte die Schneide der Menschenverachtung und des Menschenhasses tiefer in seine Seele gedrückt werden. Oftmals gab er diesen Eindrücken grimmigen Ausdruck, indem er auf griechisch ausrief: „O, über dieses nach Knechtschaft haschende, nach Sklaverei gierige Menschenpack!" Wenn aber ein Imperator urbis et orbis, der Herr der römischen Welt einmal so weit war, in den Menschen nur noch Sklaven zu erkennen, so hatte er auch nur noch wenige Schritte zu tun, um dort anzulangen, wo es ihm eine bittere Lust, eine Wollust der Verzweiflung sein mußte, auf diesem „Pack" recht hart und schwer herumzutreten.
Ein solches Gelüste konnte in dem ergreisten Monarchen nur noch geschärft werden durch seine Beziehungen zum römischen Adel, welcher, wenn man es so ausdrücken darf, den Tiberius mit der einen Hand streichelte und mit der andern kratzte. Die tiefe sittliche Versunkenheit der römischen Nobilität zu dieser Zeit ist ja allgemein bekannt. Diese Sippschaft von adeligen Herren und Damen, diese ganze vornehme und feine Societas Roms hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit der feinen und vornehmen Société von Paris in den letzten Jahrzehnten vor der großen Revolution. Hier wie dort lebte der Adel ganz wesentlich von Mißbräuchen, hier wie dort suchte er von dem Monarchen mittels der niederzüchtigsten Schmeichelei Auszeichnungen, Begünstigungen, Schenkungen und Gnadenerweise zu erschwindeln und doch machte hier wie dort die Aristokratie im Geheimen Opposition gegen den öffentlich mit Kniebeugungen und Lobpsalmen beschmeichelten Herrn und Ge-

bieter und suchte sich für ihre selbstverschuldete Erniedrigung durch die Aushedkung und Verbreitung der boshaftesten Lügen und giftigsten Verleumdungen schadlos zu halten. Der einsame und düstere Fürst sah und wußte das alles. Der Abscheu, den ihm dieser vornehm-süße Pöbel, dieser betitelte Menschenkehricht einflößte, wurde allmählich ein grenzenloser. Eine logische Folge hiervon ist gewesen, daß er sein Vertrauen plebejischen Männern schenkte und solchen die wichtigsten Posten im Staate anwies. Aber gerade hierin sollte er die schrecklichsten Erfahrungen seines an traurigen Erfahrungen so reichen Lebens machen, gerade da mußte er so schwarzen Undank, so grauenhaften Verrat ernten, daß davon der Ausbruch des tiberischen Tyrannenwahnsinns zweifelsohne datiert.

- - - -

Des Kaisers erster Günstling, Vertrauter und Minister war Aelius Sejanus, ein Mensch von dunkler Herkunft aus der etruskischen Stadt Vulsinii. Er führte amtlich den Titel Generalquartiermeister („praefectus praetorio") oder Gardegeneral. Bei ihm stand jedoch nicht nur der Oberbefehl über das Gardekorps und die sämtlichen in der Hauptstadt und ihrer Umgebung stationierten Truppen, sondern er war tatsächlich auch das, was wir unter einem Kriegsminister verstehen. Noch mehr, er war der Sache nach Erster Minister oder Reichskanzler, des Monarchen rechte und linke Hand in allem und jedem. Tiberius vertraute ihm unbedingt und ermüdete nimmer, ihn mit Würden und Reichtümern, Gnaden und Ehren zu überschütten. Zuletzt erteilte er ihm noch Amt und Titel eines „Gehilfen im

Reichsregiment" (adjutoris imperii), also eines Mitregenten, und suchte ihn auch verwandtschaftlich mit dem kaiserlichen Hause zu verknüpfen, indem er seinen Großneffen vonseiten seines Bruders Drusus mit einer Tochter Sejans verlobte.
Dies alles jedoch reichte nicht aus, des Emporkömmlings rasenden Ehrgeiz zu sättigen. Sejan hatte kein niedrigeres Ziel ins Auge gefaßt, als sich selber an den höchsten Platz zu schwingen, entweder den Kaiser zu verdrängen, zu beseitigen, oder wenigstens alles vorzubereiten, um der Nachfolger desselben werden zu können. Höchst talentvoll, außerordentlich gewandt, verschlagen und erfahren, wie in allen Lastern, so auch in allen Listen und Künsten der Zettelung und Nachstellung Meister, vor keinem Verbrechen, aber auch vor gar keinem, so dasselbe ihm zweckdienlich erschien, zurückschreckend, so konnte dieser Mensch in dem Rom von dazumal sich wohl mit der Hoffnung schmeicheln, sein ungeheures Ziel zu erreichen.
Entschlossen und energisch betrat er die gefährliche Bahn. Sein erstes, großes Unternehmen auf derselben war, daß er die Livia, die Gemahlin des Kronprinzen, des einzigen Sohnes seines gütigen Gebieters, verführte und mit ihrer Beihilfe den Drusus mittels Giftes umbringen ließ. Dann sann er darauf, andere Steine, welche hindernd auf seinem Wege lagen, ebenfalls zu beseitigen. So die Prinzessin Agrippina, Witwe von Tibers verstorbenem Neffen Germanicus, und ihre Söhne, auf welche nach der Vergiftung des Kronprinzen Drusus die Aussicht auf die Thronnachfolge übergegangen war. Man blickt in einen Abgrund von Greueln hinein, wenn man den Ränken und Tücken nach-

geht, welche Sejan zur Förderung seines Planes anspann und durchführte, Unzucht und Gift als Lieblingswerkzeuge handhabend, die Prinzessinnen verführend, um den Prinzen so oder so ans Leben kommen zu können.

Während diese auf das Verderben und die Ausrottung der gesamten kaiserlichen Familien abzielenden Ruchlosigkeiten des allmächtigen Ministers ihren Fortgang nahmen, hatte der alte Kaiser, durch den Verlust seines einzigen Sohnes tief erschüttert, den lange erwogenen Entschluß gefaßt, die ihm verhaßte Hauptstadt zu verlassen und sich an einen ländlich-stillen, seiner Schwermut mehr zusagenden Aufenthaltsort zurückzuziehen. Er tat so und ging im Jahre 26 n. Ztw. zunächst nach Campanien, von wo er aber bald nach der im Golf von Neapel wunderbar schön gelegenen Felseninsel Capri übersiedelte. Alldort nahm er seine bleibende Residenz und erbaute nach und nach zwölf Villen. Die Insel, nur an einem einzigen, leicht zu überwachenden Punkte zugänglich, war mit ihrer Stille und ihrem milden Klima so recht gemacht zum Wohnort eines verdüsterten Greises, welcher dem Zudrange der Leute sich entziehen und doch die Zügel der Herrschaft nicht aus den Händen geben wollte. Man zeigt auf Capri noch jetzt die Trümmer vom „Palazzo" des „Timberio", wie der Kaiser dort in der Volkserinnerung heißt. Auch geht auf der Insel eine Sage um, welche an unsere Deutsche vom Barbarossa im Kyffhäuser gemahnt. Tief in dem Berge, auf welchem die Trümmer vom Palazzo des Timberio liegen, da sitze der Kaiser, eine Gestalt von Bronze mit Augen von Diamant, auf einem riesigen Rosse von Erz.

Derweil schritt Sejan voran auf seiner verwegenen Laster-

und Frevelbahn. Schon konnte er wähnen, dem Ziele ganz nahe zu sein. Senat und Volk Roms erschöpften sich in sklavenhafter Kriecherei vor dem Minister. Standbilder wurden ihm errichtet, in überschwenglichen Lobpreisungen seine angeblich großen und mannigfachen Verdienste um den römischen Staat anerkannt. Die Schmeichelei ließ gerade hier wieder einmal sehen, in welche Tiefe die menschliche Niederträchtigkeit hinabzusteigen vermag. Die Augen seines Herrn und Gebieters schien Sejan vollständig verblendet, dessen Ohren ganz und gar verstopft zu haben.

Nun aber beging der vom Glücke über alle Maßen verhätschelte, bis zum höchsten Grade des Größenwahns hinaufgeschmeichelte Narr der Fortuna den groben Fehler, von der Seite des Kaisers auf Capri weg und nach Rom zu gehen. Vermutlich darum, weil er meinte, nur in der Hauptstadt die letzte Hand an das vielverschlungene Gewebe seiner Entwürfe legen zu können. Der Empfang, welchen er fand, mußte in dieser Meinung ihn noch bestärken. Denn Senat und Volk bewillkommten ihn, als wäre er schon der wirkliche und anerkannte Herrscher. Und doch sollte es mit seiner ganzen Herrlichkeit so rasch zu Ende gehen, daß wir verstehen, wie Cassius Dio mit Bezug auf diesen Sturz sagen mochte: „Ein Gott selbst, welcher einen so baldigen und schrecklichen Umschlag der Dinge geweissagt hätte, würde keinen Glauben bei den Menschen gefunden haben."

Nach Sejans Abreise von Capri hatte Tiberius seinen Großneffen den Prinzen Gajus, genannt Caligula, einen Enkel seines Bruders Drusus, als den mutmaßlichen Thronfolger nach der Insel kommen lassen. Diese gute Gelegenheit benützte die Großmutter Caligulas, die noch lebende Witwe

des Drusus, Antonia, auf welche der Kaiser allzeit großes Vertrauen gesetzt hatte, um brieflich ihrem Schwager über alle die Zettelungen, Ruchlosigkeiten und Pläne Sejans die Augen zu öffnen.

Die Wirkung dieser Aufklärung war furchtbar. Der Günstling, der Vertraute, welchen er aus dem Nichts zur höchsten Höhe emporgehoben, war der Verführer seiner Schwiegertochter, der Mörder seines einzigen Sohnes, der Verderber der kaiserlichen Familie, ein Laster- und Frevelbube, welcher augenscheinlich auch nicht anstehen würde, seinen Wohltäter selber zu vernichten, sobald das ihm zweckfördernd erschiene!

Die ganze Flut von Grimm und Wut, welche sich seit lange, lange in der Brust des Kaisers, zu dessen Verfinsterung auch der vor zwei Jahren zuvor erfolgte Tod seiner Mutter Livia nicht unwesentlich beigetragen, angesammelt und aufgestaut hatte, brach jetzt aus und los. Der kranke Greis wurde ein blutlechzender Tiger. Ja, nur mit dem Gebaren eines Königstigers, welcher zum Todessprung auf sein Opfer sich niederduckt, ist das grausenhaft listige Verfahren zu vergleichen, welches Tiber einschlug, um den Verräter und Mörder Sejan zu umstricken und zu vernichten. Am 18. Oktober des Jahres 31 n. Ztw. fiel zu Rom der zerschmetternde Blitzstrahl. Der auf der Zenithöhe seiner Macht und Sicherheit sich wähnende Verräter ward plötzlich in offener Senatssitzung angeklagt, verhaftet und noch an demselben Tage hingerichtet. Damit aber nicht genug: ein so fürchterliches Strafgericht erging über Sejans ganzen Anhang, daß die Gassen der Straßen Roms vom Blute dampften.

Fünfzig Jahre hernach hat Juvenal in der zehnten seiner Satiren jenen oktoberlichen Schreckenstag in seinem pathetisch-drastischen Kothurnstil geschildert und hat daraus achselzuckend die freilich nicht neue Moral gezogen, daß der süße und der saure Pöbel („turba") steigenden Glückspilzen allzeit den Hof mache, gefallene aber hasse („sequitur fortunam ut semper et odit damnatos").

Wie es dem Alten auf Capri zu Mute gewesen, bezeugt einer seiner in jenen Tagen an den Senat gerichteten Briefe, an jener bekannten Stelle, allwo er den Verzweiflungsschrei ausstieß: „Was ich an euch schreiben soll, versammelte Väter, oder wie ich schreiben soll oder ob ich dermalen gar nicht schreiben soll, mögen alle Götter und Göttinnen mich noch verderblicher treffen, als ich täglich mich getroffen fühle, wenn ich es weiß."

Noch sechs Jahre lang schleppte der Greis die Qual seines Daseins weiter, augenscheinlich von häufigen Anfällen von Irrsinn, ja von Tobsucht heimgesucht. Trotzdem ist von der Gang-und-gäbe-Überlieferung, Tiberius habe sich alle diese Jahre hindurch auf seinem Inselfels förmlich in teuflisch ausgetiftelten Grausamkeiten oder abwechselnd damit in natürlichen und unnatürlichen Lüsten gewälzt, bei näherem Zusehen manches, vieles sogar als offenbare Übertreibung oder bare Verleumdung zu streichen. Was insbesondere die namenlosen Ausschweifungen betrifft, welchen der Alte auf Capri sich überlassen haben soll, so hätten die römischen Klatschbasen, welche derartiges verbreiten, doch billig bedenken sollen, daß man einem hoch in den Siebzigen stehenden Greise keine solchen kolossalen Lasterfreuden anlügen darf. Dagegen untersteht es keinem Zweifel, daß Tiber in seinen

letzten Jahren seiner grenzenlosen Menschenverachtung den Ausdruck der vollendetsten und schonungslosesten Tyrannei gegeben hat. Er schien es darauf angelegt zu haben, ausfindig zu machen, was alles die Menschen sich bieten und gefallen ließen, wie weit sie es in feiger Sklavenhaftigkeit bringen könnten, und wenn er wieder eine recht sprechende Probe davon erhalten, dann hat er wohl, wie Cassius Dio meldet, in dämonischer Schadenfreude ausgerufen: „Wenn ich tot, mag die Welt im Feuer aufgehen!" Daraus ist, gelegentlich bemerkt, zu ersehen, daß das pompadoursche: „Nach uns die Sündflut!" und das metternich-gentzsche: „Uns wird es wohl noch aushalten!" nur Plagiate gewesen sind.

Zu Anfang des Jahres 37 n. Ztw. fühlte sich der greise Tyrann plötzlich von jenem Drang, den Ort zu wechseln, ergriffen, welcher ja Menschen, über denen die Hand des Todes schwebt, häufig erfaßt. Er machte sich von Capri nach dem Festland auf und reiste nach Tuskulum, um daselbst, jedoch mit Vermeidung Roms, seine alte Schwägerin Antonia zu besuchen. Auf der Rückfahrt nach seiner Insel erkrankte er unterwegs, ließ sich nach der am Vorgebirge Misenum gelegenen Villa des Lucullus bringen und dort ist er am 16. März genannten Jahres gestorben, nicht, wie sich widersprechende Sagen wollten, eines gewaltsamen, sondern eines natürlichen Todes. Achtzehn Jahrhunderte später hat ein Deutscher Dichter, Emanuel Geibel, den „Tod des Tiberius" meisterlich geschildert. Das ist wohl die bedeutendste Äußerung, welche die geschichtliche Erscheinung des Alten von Capri bislang der Poesie abgewonnen hat. Das Trauerspiel des dänischen Dichters Hauch,

obzwar nicht ohne Verdienst, reicht an seinen Gegenstand nicht hinan.

Und die Summe unserer historischen Betrachtung?

Diese: - Tiberius trat auf als ein Vollstrecker des Strafurteils, welches die Weltgeschichte als Weltgericht über das antike Weltalter und namentlich über das Römertum gesprochen hatte. Immer zu Zeiten, wann die Menschheit siech, die Gesellschaft brandig und faulig geworden, kommt so ein skrupelfreier Aderlasser und Brenner daher, so ein dämonisch kühner und rücksichtsloser Arzt, dessen einziges Rezept lautet: Eisen und Feuer!

CALIGULA

Im März des Jahres 37 der christlichen Zeitrechnung zog auf der Straße von Misenum nach Rom eine Prozession einher, welche der fünfundzwanzigjährige Gajus Cäsar, genannt Caligula*), führte und deren Mittelpunkt der Sarg des Tiberius bildete.

Der Zug glich weit mehr einer Triumphalpompa, denn einem Bestattungsgeleite. Die geräuschvoll festlichen Sympathiebezeigungen, womit die Prozession den ganzen Weg entlang empfangen und begleitet wurde, galten nicht dem toten Kaiser, sondern dem lebenden, seinem Nachfolger. Bei Gelegenheit von Regierungswechseln haben ja die Menschen von jeher es geliebt, ihren törichten Hoffnungen überschwänglichen Ausdruck zu geben. Aus allen Ortschaften von rechts und links strömte das Volk scharenweise herbei, um den Weg Caligulas mit Blumen zu bestreuen. Ihm zu

*) Verkleinerungswort von caliga, Soldatenstiefel. Caligula bedeutet also Soldatenstiefelchen. Der Sohn des Germanicus und der (älteren) Agrippina hat, wie jedermann weiß, diesen Spitz- oder vielmehr Kosenamen in seiner Kindheit im Feldlager in Germanien von den Soldaten zugelegt bekommen, weil seine Mutter den Knaben kleine Soldatenstiefel tragen ließ. Später war ihm aber die Benamsung Caligula sehr unliebsam. Die alten Quellenschriftsteller nennen ihn übrigens nicht Caligula, sondern Gajus Cäsar. Der „Caligula" in der Überschrift von Suetons Biographie ist ein späterer Zusatz. — Ich will gerade noch anmerken, daß die Quellen zur Geschichte des Kaisers leider nicht so reichlich

Ehren dampften an der Straße errichtete Altäre von Weihrauchsopfern. Die Menge rief Heil und Segen auf sein Haupt herab und überschüttete ihn mit Schmeichelnamen wie „Püppchen", „Bübchen", „Pflegekindchen", „Augapfel".
Der Gefeierte benahm sich diesen Huldigungen gegenüber anständig und bescheiden. Sein Gebaren ließ das Unvorteilhafte seiner Persönlichkeit vergessen. Um so leichter, als die Vergleichung seiner Erscheinung mit der des finsteren Einsiedlers von Capri doch immerhin sehr zu seinen Gunsten ausfallen mußte.
Als die erste Botschaft vom Tode des alten Tyrannen nach Rom gelangt war, hatte der städtische Janhagel das Gebrüll erhoben: „In den Tiber mit dem Tiberius (Tiberium in Tiberim)!" Davon war aber keine Rede mehr bei der Ankunft des Leichengeleites in der Hauptstadt. Macro, der kommandierende General des Gardekorps, hatte in Verbindung mit der senatorischen Polizei dafür gesorgt, daß die Exequien dessen, vor welchem noch so eben das römische Reich gezittert hatte, in aller Ordnung vonstatten gingen. Caligula hielt „bitterlich weinend" (cum plurimis lacrimis) seinem Großoheim auf dem Forum die Grabrede, in welcher er mehr vom Augustus und vom Germanicus als vom Tiberius sprach und das römische Volk nicht ungeschickt zu

---

fließen, wie zu wünschen wäre. Am empfindlichsten trifft uns, daß die Bücher 7—10 der „Annalen" des Tacitus bekanntlich verloren gegangen. Davon waren zwei oder drei Bücher der Regierung des Gajus Cäsar gewidmet und wir dürfen kecklich annehmen, daß uns hier ein Bild desselben geboten war, wie es eben nur Tacitus zu malen vermochte. In Ermangelung dieses Führers sind wir auf Dion und Sueton angewiesen und zur Ergänzung derselben auf die gelegentlichen Mitteilungen, Bemerkungen und Winke, die sich in den taciteischen „Historien", sowie bei den beiden jüdischen Autoren Philo und Josephus, endlich beim Seneca, dem älteren Plinius und anderen finden.

bekomplimentieren verstand. Darauf wurde der tote Kaiser unter Entfaltung großen Pompes nach dem Marsfeld getragen und auf den dort errichteten Scheiterhaufen gelegt. Mit der Verbringung der Asche in das cäsarische Mausoleum war die Feierlichkeit zu Ende und hob das Regiment des Caligula an, welches schon nach wenigen Monaten den Römern fühlbar machte, daß „selten etwas Besseres nachkommt".

Der neue Kaiser vereinigte in sich das Blut des julischen und des claudischen Geschlechtes und leider hatte er zugleich mit diesem Blute weit mehr die Verkehrtheiten und Laster der Julier und der Claudier als ihre guten Eigenschaften und Vorzüge übernommen. Insbesondere vergeilte sich in ihm der angestammte claudische Hochmut rasch zu größenwahnwitzigem Dünkel und schlug zu so märchenhafter Überhebung aus, daß er nicht allein für einen Gott angesehen sein wollte, sondern auch selber alles Ernstes an seine Göttlichkeit glaubte. Er verdient daher als eines der merkwürdigsten Exemplare, welche jemals in dem riesigen Narrenhause der sogenannten Weltgeschichte rumorten, unsere volle Aufmerksamkeit. Auch in modernen Zeiten haben Völker die Regierung von notorischen Narren geduldet, aber Narren von solcher Raserei wie Caligula, Nero und Elagabal hat doch nur das in Grund und Boden verderbte Römervolk ertragen. Nur aus dem riesigen Sumpfe der kaiserlichen Roma konnten solche Kolosse von Upasbäumen aufschießen.

Von den zwei Schwestern des Octavius Augustus hatte die eine, Octavia, den Mittriumvir ihres Bruders, den Marcus Antonius, geheiratet und demselben zwei Töchter geboren.

Die jüngere, Antonia, war dem Prinzen Drusus, dem Bruder Tibers, vermählt worden und hatte zwei Söhnen das Leben gegeben, dem Volksliebling Germanicus und dem Halbtrottel Claudius, von welchem seine Mutter zu sagen pflegte, er wäre „von der Natur nicht fertiggenäht, sondern nur zu Faden geschlagen", und den sein Oheim Augustus einen „Defekten" an Leib und Seele, einen „Tropf" und „Fex" nannte - was alles jedoch den „nur zu Faden Geschlagenen" nicht hinderte, eines Tages Imperator urbis et orbis, ja sogar der Gemahl der Valeria Messalina zu werden. Germanicus heiratete die kaiserliche Prinzessin Agrippina, welche den großen Minister Agrippa zum Vater und des Augustus Tochter Julia zur Mutter hatte. Diese Agrippina, welche, um sie von ihrer gleichnamigen Tochter, der Mutter Neros, zu unterscheiden, die ältere heißt, gebar ihrem Gemahl am 31. August des Jahres 12 zu Antium den Gajus Cäsar Caligula.

Die Erziehung des Prinzen war sehr mangelhaft. Sein Vater nahm ihn mit in die Feldlager in Germanien und Syrien, starb aber zu vorzeitig (im Jahre 19), als daß er auf die Entwicklung des Sohnes hätte einwirken können. Der Knabe kam dann unter die schlaffe Zucht von Frauen: erst seiner Mutter, hierauf, als diese beim Tiberius in Ungnade gefallen und ins Exil geschickt war, seiner Urgroßmutter Livia und endlich, als diese gestorben, seine Großmutter Antonia. Im Jahre 32 rief ihn sein Großoheim Tiber zu sich nach Capri, wo er bis zum Ableben des Kaisers zumeist verweilte, mit sklavischer Untertänigkeit in alle Tyrannenlaunen des lüsternen Greises sich fügend. Dieser hielt nicht viel von dem Großneffen, sondern sehr wenig,

und der Prinz hatte weder das Zeug noch den Willen, diese üble Meinung in eine bessere umzuwandeln. Er war ein beschränkter, aufgeblasener Junge, dem die Vorstellung von seiner Wichtigkeit schon frühzeitig zur fixen Idee geworden war, träge zu lernen, stumpf für alles Bessere und Höhere, mit einem starken Hang sowohl zur Liederlichkeit als zur Grausamkeit behaftet, dabei einer Dosis jener gemeinen Schlauheit nicht entbehrend, welche sich zu ducken, zu kriechen und zu heucheln versteht, bis die Zeit gekommen, wo sie stolzieren, despotisieren und bramarbasieren darf. Der Urgrund von all seiner Verkehrtheit mag wohl in dem ererbten verderbten Blut zu suchen gewesen sein. Er litt darum in Knabenjahren an einer schrecklichen Krankheit, der Fallsucht, und obzwar später seine Körperkräfte so zunahmen, daß er Anstrengungen auszuhalten vermochte, so warf ihn maßlose Ausschweifung doch immer wieder in eine solche Schwäche zurück, daß er zeitweilig weder stehen noch gehen konnte und seine Gehirnnerven den Dienst versagten. Es ist kennzeichnend, daß der Prinz schon auf Capri, sobald das kalte Auge des Großoheims nicht auf ihm ruhte, seinen schlechten Instinkten freien Lauf ließ. Seine Lieblingsstätten waren Lupanarien, seine bevorzugten Gesellschafter Komödianten, Schnurranten und Saltanten. Die Qualen Gefolterter oder Hinzurichtender mitanzusehen, war eine seiner Freuden.

Beschmeichler der Prinzenschaft des jungen Menschen haben ihn frühzeitig glauben gemacht, er wäre ein Genie. Die barocken Einfälle, die er mitunter hatte, wurden von seinen Schranzen als Proben höchster Witzigkeit belacht und beklatscht. So, wenn er seine Urgroßmutter Livia einen

„Ulysses im Unterrock (Ulyssem stolatum)" nannte. Der verderblichste seiner Schmeichlerfreunde war aber der jüdische Prinz Herodes Agrippa, welcher als Exulant in Rom lebte und mittels maßloser Verschwendung die vornehme römische Jugend in alle Üppigkeit und Lasterfülle orientalischer Höfe einweihte. Die größte Gefahr von Seiten des Einflusses, den er auf Caligula übte, lag darin, daß er die enge Gehirnhöhle desselben mit der Wahnvorstellung zu füllen suchte und wußte, ein orientalischer Monarch wäre etwas ganz Anderes, etwas unendlich viel Besseres und Erhabeneres als ein römischer Cäsar und Princeps, dessen Macht ja durch die noch immer bestehenden Formen und Formeln der Republik eingeschränkt sei. Ein orientalischer König, der säße auf seinem Thron als der wirkliche und leibhaftige Gott seiner Untertanen, Herr über aller Gut und Leben, unumschränkt, unfehlbar, allmächtig und allheilig. Einer derartigen Unterweisung bedurfte es gerade noch, um den schwachen Kopf des Prinzen schwindelig und wirbelig zu machen.

Der alte Tiberius, welcher aller Verdüsterung ungeachtet bis zuletzt ein starkes Bewußtsein seiner Herrscherpflichten besaß, erkannte zum voraus das Unheil, welches das Regiment seines Großneffen über den römischen Staat bringen könnte und würde. Deshalb trug er sich wiederholt mit dem Gedanken, den Caligula abtun zu lassen. Er hätte auch wohl diesen Gedanken zur Tat gemacht, wenn sein doch immerhin lebhaftes dynastisches Gefühl anderweitige Hoffnungen hätte hegen dürfen. Aber es sah ja hinsichtlich der Thronnachfolge schlimm aus in der kaiserlichen Familie. Des Kaisers im Jahre 19 geborener Enkel Tiberius Ge-

mellus, Sohn des Drusus, stellte sich so sehr als Schwächling an Geist und Körper heraus, daß er kaum weniger Fex war als sein Vetter Claudius. Der General Macro, Caligulas Militärgouverneur, welcher hoffen durfte, unter der Cäsarschaft seines Zöglings die erste Rolle im Staate zu spielen oder vielleicht gar die Entwürfe Sejans mit mehr Glück wieder aufnehmen zu können - Macro wußte seinen Gebieter zu überreden, daß Caligula nicht umgebracht werden dürfe, weil dessen Dasein zur Sicherung der Thronnachfolge notwendig sei.

Für den General sollte ein Tag kommen, welcher ihn seine hilf- und erfolgreiche Dazwischenkunft bitter bereuen ließ. Der greise Kaiser mag sich den Beweisgründen seines Ministers achselzuckend gefügt haben und es ist vielleicht gestattet, anzunehmen, daß der grimmige Menschenverächter bei dieser Gelegenheit das grausam schadenfrohe Wort habe fallen lassen, sein Großneffe Gajus „lebe zu seinem und aller Verderben" und er, Tiberius, „erziehe im Caligula dem römischen Volk eine geistige Natter und dem Erdkreis einen Mordbrenner" (se natricem populo romano, Phaethontem orbi terrarum educare).

Er machte auch noch einen Versuch, die Gewalt, welche er seinem Großneffen hinterlassen mußte, durch Teilung derselben einigermaßen einzuschränken. Denn er setzte ein Testament auf, kraft dessen er den Principat und alle seine Besitztümer seinem Enkel Tiberius Gemellus und seinem Großneffen Gajus gemeinsam vererbte, und er sorgte auch dafür, daß die Existenz und der Inhalt dieser seiner letzten Willensbestimmung in Rom bekannt wurde. Aber es half nichts. Macro erkannte zwar, das tiberische Testament ließe

sich, weil zum voraus bekanntgeworden, nicht beseitigen. Aber er war entschlossen, einen Mitprincipat des jungen Tiberius nicht aufkommen zu lassen, und setzte zu diesem Zweck die bekannte Maschinerie des „vernünftigen Volkswillens" in Bewegung. Er brachte das Testament Tibers in der Sitzung des Senats vor, führte aber zugleich aus, dieser letzte Wille des verstorbenen Kaisers beruhte auf der ganz unstatthaften Voraussetzung, daß sein Enkel, bekanntermaßen ein unreifes, schwächliches, untaugliches Jüngelchen, zum Mitprinceps das Zeug hätte. Während er noch redete, brach der Janhagel als Sprachrohr der „vox populi vox dei" („des Volkes Stimme, ist Gottes Stimme") in die Curie herein, brüllend, das römische Volk wolle den Sohn des Germanicus, nur den Sohn des Germanicus zum Cäsar und Princeps haben, und die „versammelten Väter" sagten Ja und Amen dazu.
Das Testament des Einsiedlers von Capri wurde in den Papierkorb der Weltgeschichte geworfen und Caligula war von Stund' an Alleinherrscher.

\- - - -

Das Gemälde, welches uns Sueton und Seneca von dem Nachfolger des Tiberius geliefert haben, ist vielleicht mehr Zerr- als Ebenbild. So zurückstoßend kann die Persönlichkeit des neuen Kaisers wohl nicht gewesen sein. Wenigstens nicht in der ersten Zeit seiner Herrschaft, wo doch seine Erscheinung und sein Gebaren zu seiner unermeßlichen Popularität auch etwas beitragen mußten. Wenn wir die allzu grellen Farben, welche die genannten Gewährsmänner angewandt haben, etwas abtönen, so gewinnen wir dieses

Bild: – Hochaufgeschossen, war Caligula ganz ungewöhnlich breit von Schultern und dick von Leib („corpore enormi"). Zur Massenhaftigkeit des Oberkörpers standen aber die dünnen Schenkel und Beine in einem kläglichen Mißverhältnis. Darum war sein Gang, obzwar er auf sehr langen und breiten Füßen lebte, schlottrig und schlenkrig. Die Haare waren ihm, etliche Borsten im Nacken ausgenommen, schon in Jünglingsjahren ausgegangen und diese Kahlheit machte die unschöne Form seines Schädels noch auffallender. Das Antlitz mit seiner schmutzigen Blässe, mit den tiefliegenden und starrblickenden Augen, mit dem harten und mürrischen Ausdruck und mit der häufigen Muskelnervzerrung, welche den Epileptiker verriet, – dieses Antlitz vermochte die Unebenheiten der Statur nicht auszugleichen. Kam nun, wie es der Fall war, zu allen diesen Reizen noch eine heisere, in den höheren Tönen kreischende Stimme, so muß die Liebe, welche das römische Volk dem Sohne des Germanicus entgegentrug, so recht blind gewesen sein und taub obendrein. Aber wann und wo hätte die Liebe oder der Haß der urteilslosen Menge je nach Gründen gefragt? Zudem suchte sich ja der neue Kaiser dieser selbigen Menge genehm und angenehm zu machen, indem er sich bemühte, in seinem ganzen Tun und Lassen jeder Zoll Pöbel zu sein und, um einen süddeutsch-mundartlichen Ausdruck zu gebrauchen, als ein gar „gemeiner" Herr sich aufzuführen.

Die Verhältnisse, unter welchen Caligula zur Herrschaft gelangte, hätten kaum günstiger sein können, als sie waren. Wir besitzen eine Schilderung derselben, die aus der Feder eines Zeitgenossen geflossen, aus der Feder des alexandrinischen Juden Philo. Das ist ein wahres Loblied auf die Re-

gierung des Tiberius; denn nur der trefflichen Organisation und straffen Handhabung derselben waren Zustände zu verdanken, wie Caligula sie vorfand. „Das römische Reich", sagt Philo, „war ruhig und gut verwaltet, wohlgeordnet und festgefügt in allen seinen Teilen. Nord und Süd, Ost und West, Grieche und Barbar, Soldat und Bürger waren mitsammen vereint im Genuß eines gemeinsamen Friedens und Behagens. Überall im Reiche war Überfluß an aufgesparten Gold- und Silberschätzen, an gemünztem oder künstlerisch gearbeitetem Edelmetall. Eine gewaltige Streitmacht stand bereit, Fußvolk und Reiterei, Landheer und Flotte. Die finanziellen Hilfsquellen flossen in ununterbrochener Fülle. In allen Städten sah man nichts als Altäre und von weißgekleideten und bekränzten Priestern dargebrachte Opfer, überall Festversammlungen und Fröhlichkeiten, Pferde- und Wagenrennen, musische Wettkämpfe und Vergnügungen aller Art. Der Reiche trat nicht den Armen, der Starke nicht den Schwachen, der Herr nicht den Sklaven, der Gläubiger nicht den Schuldner zu Boden. Denn die Unabhängigkeit jeder Bevölkerungsschicht fand die ihr gebührende Achtung und, alles in allem genommen, konnte das von den Dichtern gepriesene saturnische Zeitalter nicht mehr für märchenhaft, sondern für in dieser gesegneten Zeit zur Wirklichkeit geworden gelten."

Solche Herrlichkeit dauerte von dem ersten Tage der Kaiserschaft Caligulas an noch ganze sieben Monate, länger nicht. Gerade so lange nämlich währte es, bis die wildwahnwitzigen Züge des wahren Caligula die Maske des gemachten, gekünstelten und geheuchelten durchschlugen.

Zuvörderst gleißte die Maske gar holdselig. Der Mund des

neuen Herrschers troff von Honig. Er sei nichts als das Kind und Mündelkind des Senats, ließ er sich vernehmen; er sei nur dazu da, die Mühen und Sorgen der Regierung mit den „versammelten Vätern" zu teilen und er wolle in allem und jedem von ihrer erprobten Weisheit sich leiten lassen. Weiterhin, wie bemühend es für ihn sei, der letzten Willensmeinung des verstorbenen Kaisers inbetreffs des jungen Tiberius Gemellus leider nicht stattgeben zu können. Aber sein teurer Vetter wäre eben noch viel zu zarten Alters, um die Bürde des Regiments mit ihm, Caligula, teilen zu können. Der teure Vetter hätte noch Vormünder, Lehrer und Leiter nötig und er selbst wollte ihm alles dieses, ja, geradezu Vater sein. In der Tat, er war dem armen Jungen Vater, so ein Kater-Vater, welcher seine Sprößlinge vor lauter Liebe auffrißt.

Sinnlose Verschwendung verschafft bekanntlich bei der Menge Kredit. Wer „es recht nobel gibt" - gleichviel, woher die Mittel dazu kommen - der imponiert dem großen Haufen. Caligula erfuhr das auch und die Mittel zur Vergeudung hatte ihm ja sein sparsamer Vorgänger bereitgestellt, welcher einen Staatsschatz von 500 Millionen Mark hinterließ, eine für dazumal, allwo es noch kein Papierschwindelgeld gab, ungeheure Summe. Binnen sehr kurzer Zeit wußte der „freigebige" Gajus, der „großmütige" Gajus damit fertig zu werden. Er warf das Geld mit vollen Händen aus, an die Gardesoldaten und Legionäre, an die Beamten und Bürger, an die Vornehmen und Geringen, an Gemeinden und Personen, an alle Welt. „Welch ein Kaiser! So einen müssen wir haben! Heil dem Gajus Cäsar!" jubelte das gesamte Bettelpack in der Hauptstadt und in den Provinzen.

Und wie „liberal" der neue Besen kehrte, will sagen, der neue Kaiser regierte! Er gab eine große Amnestie: die Staatsgefängnisse leerten sich und die Verbannten kehrten aus dem Exil zurück. Das Geschäft der Angeber und Falschzeugen rentierte nicht mehr. Hätte es im damaligen Rom schon eine „Presse" gegeben, so würde sich Caligula auch als Freund der Preßfreiheit aufgespielt haben. Einstweilen mußte er sich damit begnügen, den Wiederverkauf verboten gewesener Schriften zu gestatten. Weiterhin bemühte er sich um die Sicherung der richterlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit und wollte, daß die Bürger Einsicht in den Staatshaushalt bekämen, zu welchem Zwecke er die Veröffentlichung des Budgets anordnete. Endlich tat er sich auch als Eiferer für gute Sitten auf, indem er notorische Lasterbuben und ihre gewissenlosen Helfershelfer und Werkzeuge aus der Hauptstadt verweisen ließ. Seine eigenen Sitten freilich, die ließen nicht viel, aber alles zu wünschen übrig. Seine Wüstlingsnatur war zu brutal, um eine Verschleierung ertragen zu können. Sein Verhältnis mit der Frau des Gardegenerals Macro, sein überzärtliches Verhalten zu seinen drei Schwestern, namentlich das zu Drusilla, der zweitältesten derselben, forderten die Kritik heraus. Aber sie schwieg vorderhand. Einem so trefflichen, so liberalen Fürsten mußte man seine kleinen „Zerstreutheiten" nachsehen, ja, sogar seine großen. Als die Verordnung erging, daß der dem Kaiser zu leistende Treueid der Untertanen die Formel enthalten sollte: „Ich selbst und meine Kinder sollen mir nicht teurer sein als Gajus Cäsar und seine Schwestern" - wurde dieser Senatsbeschluß mit jauchzender Begeisterung aufgenommen. Die verknechteten Römer hat-

ten überhaupt, ein triviales, aber zutreffendes Wort zu gebrauchen, an dem „Soldatenstiefelchen" einen Affen gefressen. Während der drei ersten Monate seiner Herrschaft wurden für seine Gelangung zum Principat den Göttern 160000, sage einhundertundsechzigtausend Dankopfer dargebracht.
Es ist die Art bornierter und halbwissender Menschen, sich für ungemein gescheit und zu allem geschickt zu halten. Sie lieben es, ihre Unzulänglichkeit hinter einer lärmenden Vielgeschäftigkeit zu verstecken. So auch Caligula. Wenigstens zwei volle Monate durch tat er so, als ob er alles verstände und alles allerhöchst eigenhändig anfassen, alles selber tun und machen wollte. Natürlich kam dabei nur „viel Lärm um nichts" heraus oder, was noch schlimmer, eine bedenkliche Störung und Wirrung der Regierungsmaschine. Der Regierungseifer des kaiserlichen Konfusionärs ließ auch bald nach und seine fahrige Unruhe warf sich auf ein anderes Feld. Auf das der Lustbarkeiten nämlich. Er machte sich, sozusagen, zum Maitre de plaisir und Oberceremonienmeister des römischen Volkes. Er wollte, sagte er, das goldene Zeitalter des Augustus zurückführen, eine Zeit allgemeiner Ergötzung und Freude, und er bot wirklich alles auf, Rom in eine Schlaraffei zu verwandeln. Wagenrennen, Tierhetzen und Fechterspiele jagten sich in den Cirken und Arenen, alles massenhaft, prunkvoll, riesig verschwenderisch, und der Kaiser ging seinen entzückten Untertanen in gieriger Hingabe an maßlose Genußsucht voran. Die Folgen kamen rasch. Eine furchtbare Vergemeinerung und Verwilderung riß ein. Unerhörtes geschah: Des kaiserlichen Beifalls gewiß, erniedrigten sich römische

Senatoren zu Wagenlenkern im Cirkus und römische Ritter zu Gladiatoren in der Arena. Noch mehr, Caligula gab in seiner Schamlosigkeit den Römern das beispiellose Schauspiel, daß er unter der Leitung eines beliebten Komödianten öffentlich als Ballettänzer sich sehen und als Sänger sich hören ließ. Ob er, wie die Sage ging, auch als Cirkuskutscher und Gladiator aufgetreten sei, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Gewiß ist dagegen, daß des taumelvollen Lotter- und Lasterlebens für seine Kräfte zu viel war. Er hatte seinen Muskeln und Nerven mehr zugemutet, als sie auszuhalten vermochten. Er verlor den Appetit und aus dem kargen Schlaf, den er finden konnte („incitibatur insomnia maxime"), wurde er durch grausige Traumgesichte aufgeschreckt. Dann sprang er vom Lager auf und schwankte oder stürmte wie in Fieberdelirien durch die Hallen des Palastes, mit den dräuenden Schattengestalten ringend, welche seine kranke Phantasie ihm vorgaukelte, und angstvoll nach dem ersten Tagesschimmer rufend.

Im achten Monat seiner Kaiserschaft brach er zusammen und fiel in lebensgefährliche Krankheit. Da kamen seine Beliebtheit und die Knechtschaffenheit seiner Untertanen drastisch zum Vorschein. In der Hauptstadt, wie in den Provinzen, waren Sorge und Traurigkeit geradezu grenzenlos. Bei Tag und Nacht umlagerte eine Volksmenge das Palatium, ängstlich harrend und teilnahmevoll dem Zustande des Kranken nachfragend. Und dabei blieb es nicht. Die Römer waren bekanntlich von jeher stark in der Leistung von Gelöbnissen aller Art und jetzt fanden sich Leute, welche gelobten, ihr Leben für das des Kaisers zu lassen. Ein gewisser Afra-

nius Potitus gab bekannt, daß er das Gelübde getan, sein Leben zu opfern, wenn Gajus Cäsar genesen würde, und ein sicherer Atanius Secundus tat das Gelöbnis, für die Genesung des Kranken in die Arena hinabzusteigen und als Gladiator auf Leben und Tod zu kämpfen. Der wiedergenesene Caligula hat das, falls dem Sueton (Cal. 27) zu glauben ist, ernsthaft genommen und die beiden untertänigen Gelober gezwungen, ihr Gelübde zu erfüllen. Das sieht freilich wie ein später erfundener „Witz" aus; aber so ein Witz war dem Caligula schon zuzutrauen.

- - - -

Als Lotterbube und Halbnarr war er aufs Krankenlager gesunken, als Ganznarr und Tyrann der schlimmsten Art erhob er sich von demselben. Aus dem Genußfex war ein Blutfex geworden, ohne daß er aufgehört hätte, ein Schlemmer, Vergeuder und Wüstling zu sein. Was er als solcher verbrach, darüber mag hier der Schleier des Schweigens gebreitet sein. Auch über das Ärgernis seiner Heiraten und Scheidungen und es genüge, anzugeben, daß er vier Gemahlinnen hatte: Junia Claudilla, Livia Orestilla, Lollia Paulina und Milonia Cäsonia. Die letztgenannte hielt ihn aus, überlebte ihn jedoch kaum um eine Stunde.

Auch so, wie der Kaiser nach seiner Krankheit sich aufführte, blieb er noch lange der Volksliebling. Die Völker haben ja, wie bekannt, stets mehr auf ihre Quäler als auf ihre Wohltäter gehalten. Diese mußten allzeit froh sein, wenn sie unverhungert, ungesteinigt und ungekreuzigt davonkamen. Jene aber wurden beschmeichelt, besubelt, vergöttert, namentlich dann, wann sie es nicht verschmähten, mit der unverständigen Menge sich recht „gemeinzumachen". Caligula

machte sich erzgemein. Verrufenes Pack männlicher und weiblicher Sorte war sein liebster Umgang. In der Gesellschaft von Stallknechten und Wagenlenkern verbrachte er Tage und mitunter auch Nächte. Seine Leidenschaft für die Cirkusspiele war toll. Bei einem seiner tobenden Bacchanale machte er einem Cirkuskutscher, Eutychus, welcher im Wettfahren die grüne Farbe - die Parteien des Amphitheaters waren die grüne, die blaue, die rote und die weiße - siegen gemacht, das kolossale Geschenk von zwei Millionen Sesterzien (etwa 50000 Mark), weil er, Caligula, zu den „Grünen" sich hielt. Seinem Lieblingsrenner Heißsporn („Incitatus") erbaute er einen eigenen Palast, gab ihm einen förmlichen Hofstaat, Purpurdecken, Halsbänder mit Juwelenschmuck und Krippen von Elfenbein. Er soll auch beabsichtigt haben, diesen Gaul zum Konsul ernennen zu lassen, und das Biest wäre am Ende aller Enden nicht der schlechteste Konsul gewesen, welchen die „stolzen" Römer sich gefallen ließen.

Caligulas Cäsarenwahnwitz wechselte zwischen den Erscheinungsformen des sogenannten Verfolgungswahns und des so geheißenen Größenwahns.

In Stunden des Besessenseins von jenem gab er den ihm angestammten Treiben wildester Grausamkeit freien Lauf. Dann war das Morden ihm Wollust und in der Raserei derselben ließ er auch die Rücksichtsnahme auf die Volksgunst gänzlich außeracht. So, wenn er, wildgemacht durch den Anblick des strömenden Blutes, bei einem Tierkampfspiel, als die Anzahl der den wilden Bestien vorgeworfenen Verbrecher ihm unzureichend schien, plötzlich eine Anzahl von Zuschauern hinter den Schranken hervorzerren und die

Unglücklichen den Löwen preisgeben ließ. Er quälte sein krankes Gehirn ab, raffinierte Marter- und Hinrichtungsarten zu ersinnen, und kann in dieser Beziehung für ein Vorbild Iwans des Schrecklichen gelten, jenes beispiellosen Scheusals von moskowitischen Zaren. Mit diesem hatte er auch gemein, daß er es liebte, seine Greueltaten mit rohen Spässen zu würzen und seine Opfer zu verhöhnen, bevor er sie schlachtete. Er pflegte sich seine „Gefühllosigkeit" als höchsten Vorzug anzurechnen, und als ihm seine Großmutter Antonia einmal gerade dieser grausamen Fühllosigkeit halber Vorstellungen zu machen wagte, sagte er barsch: „Vergiß nicht, daß mir alles gegen alle zu tun erlaubt ist."
Man sieht, die Unterweisungen des jüdischen Prinzen Herodes Agrippa hatten beim Caligula, welcher dafür seinen Präceptor mit Land und Leuten in Palästina ausstattete, ganz prächtig angeschlagen. Der Sultan war fertig. Der Allmachtstaumel war tobsüchtig geworden.
Das erste Opfer von des Kaisers Verfolgungswahn war sein junger Vetter Tiberius Gemellus. Der Prinz war doch immerhin der Enkel des Tiberius und konnte sich einmal - wer weiß? - als Prätendent aufspielen wollen, also möglicherweise gefährlich werden. Schlußfolgerung aus dieser Voraussetzung: „Weg mit ihm! Einer meiner Gardehauptleute soll das in aller Geschwindigkeit und Stille besorgen." Und so geschah es. Wozu der Lärm einer gerichtlichen Untersuchung? Der dazu kommandierte Centurio vollzog seine Ordre und der arme Gemellus büßte sein schemenhaftes Dasein ein, ohne daß seine Ermordung etwas anderes als ein halb mitleidiges, halb verachtungsvolles Achselzucken erregt hätte.

Mehr Aufsehen, großes sogar, machte es, als Caligula dazu verschritt, den Gardegeneral Macro und dessen Gemahlin Ennia zum Orkus hinabzusenden. Die Frau Generalin, welcher er in zärtlicher Stunde versprochen hatte, sie zur Kaiserin zu machen, war ihm verleidet und dem Herrn General konnte er die riesige Summe von Dank, welche er ihm schuldete, nicht verzeihen. Zudem wagte es Macro, welcher ein tüchtiger Soldat und ein fähiger Politiker war, den Kaiser mitunter an die demselben geleisteten Dienste zu erinnern, wie nicht minder, ihn mit Vorstellungen inbetreff kaiserlicher Herrscherwürde und Herrscherpflichten zu langweilen. Solche Vermessenheit bewies denn doch klärlich, daß der General ein höchst gefährlicher Mensch war, der sehr wahrscheinlich mit Verschwörungsplänen sich trug. Also hinab mit ihm zur Unterwelt, und die aufdringliche Frau Ennia, welche unsere kaiserliche Majestät an angebliche Versprechungen zu mahnen sich erdreistet, soll ihm auf dem Wege dahin Gesellschaft leisten!

Mit dem Bluttrinken steigerte sich der caligula'sche Blutdurst. Nach Macro und seiner Frau kam die Reihe des „Expediertwerdens" an den hochangesehenen Marcus Junius Silanus, dessen Tochter Junia Claudilla die erste Gemahlin des Kaisers gewesen war. Diese Schwiegervaterschaft schützte den alten Herrn nicht vor dem Befehl, sich mit einem Rasiermesser den Hals abzuschneiden, weil er seinen kaiserlichen Schwiegersohn, „als dieser bei stürmischer See zu Schiff ging, nicht habe begleiten wollen, offenbar in der Absicht, sich, so dem Kaiser im Sturme ein Unglück zustieße, der Herrschaft zu bemächtigen." Nun folgten einander die Hinrichtungen um so zahlreicher und rascher, als mit denselben

die höchst einträglichen Konfiskationen des Vermögens der Hingeschlachteten verbunden waren und der Wegfall gerichtlicher Weitläufigkeiten das lohnende Mordgeschäft so höchst bequem erscheinen ließ. Reich zu sein, wurde ein Verbrechen in dem immer rascher sich vergrößernden Maß, in welchem die rasende Verschwendung des Kaisers sein Geldbedürfnis unersättlicher machte. Die „stolzen" Römer ließen diese Raubmördereien über sich ergehen, ohne zu mucksen.

Mitten in seiner blutigen Finanzerei traf nun den Wüterich ein Schlag, welcher den kaiserlichen Narren zu neuen Tollheiten stachelte. Seine Lieblingsschwester und Kebse Drusilla erkrankte und starb. Der Kaiser wurde toll darob. Er befahl nicht nur, der Toten eine Bestattungsfeier von beispielloser Pracht zu rüsten, sondern verordnete zum Zeichen allgemeiner Landestrauer einen vollständigen Gerichts- und Geschäftsstillstand, während dessen es als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen und bestraft werden sollte, so jemand lachte, badete oder Familientafel hielte. Dann verbarg er sich in der Einsamkeit seiner Villa zu Albano, in allerhand Kindereien Zerstreuung suchend, brach plötzlich von dort auf, durcheilte wie im Fluge Campanien, fuhr von dort hinüber nach Syrakus und kehrte straks nach Rom zurück. Hier erklärte er die Trauerzeit für geschlossen, befahl aber dem Senat, für die allerhöchstselige Drusilla göttliche Ehren einzusetzen. Hören und gehorchen war für diese Versammlung von Lakaien dasselbe. Einer der Herren Senatoren – Livius Geminus hieß der Wackere – tat sogar noch ein übriges in der Niedertracht. Er leistete aus freier Hand einen feierlichen Eid, daß er mit seinen eigenen Augen die

allerhöchstselige Drusilla gen Himmel fahren gesehen habe. Ein Senatsbeschluß erging, Drusilla sollte im Himmel Panthea, die Allgöttin, heißen und es sollte ihr ein Tempel gebaut werden; ein goldenes Standbild der neuen Göttin sei in der Senatskurie, ein zweites von gleicher Art im Tempel der Venus aufzustellen, denn sie sollte die gleiche Verehrung genießen, wie diese Tochter Jupiters. Darum sollten die römischen Frauen fortan nur noch bei der Panthea schwören. Der Kaiser selbst schwur von jetzt an nur noch bei der Gottheit Drusilla („per nomen Drusillae"). In das Finale dieser eckelhaften Posse mischte Caligula eine Dosis brutalen Humors, indem er dekretierte, von Stund' an sei jeder zu bestrafen, wer noch über den Tod der Drusilla traure; denn freuen müsse man sich vielmehr darüber, maßen sie ja dadurch eine Göttin geworden. Sind wir aber berechtigt, über diese ganze Drusilla-Posse spöttisch zu lachen oder gar uns darüber zu ärgern? Kaum. Wir haben ja den „armen blinden Heiden" neben verschiedenen anderen Narrheiten bekanntlich auch ihre Vergottungsmanie nachgepfuscht. Alles kehrt wieder im Dasein der Menschheit, zumeist aber nicht das Gescheite, sondern nur das Dumme, Dummere, Dummste.

Die Bereitwilligkeit, ja Beeiferung, womit Senat und Volk den Drusilla-Kult angenommen hatten, forderte zu weiteren Leistungen in dieser Richtung auf. War es doch allzeit und überall die Knechtschaffenheit der Völker, was den Despotismus zur Veranstaltung seiner Orgien ermutigte, und nur auf der Basis des Sklavensinns der Menschen vermag sich ein Schwindelbau der Tyrannei zu erheben. Das Rom,

welches einen Narren von Despoten wie Caligula ertrug, verdiente ihn.
Wenn ich – so mochte der Kaiser kalkulieren – im Handumdrehen aus der teuren Drusilla eine Göttin und die Leute an diese Gottheit glauben machen konnte, warum sollte ich nicht mich selber zu einem Gott machen können?
Gedacht, getan. Hätte es dazumal einen spakespeare'schen Polonius in Rom gegeben, so würde er wohl auch in diesem Wahnsinn „Methode" gefunden haben – („Though this be madness, yet there s method in it" = „Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode"). Denn, in Wahrheit, der caligulasche Größenwahn ging schrittweise und, sozusagen, logisch vor: Zuerst erhob er sich in seiner Einbildung über alle anderen Menschen, dann machte er sich zum Halbgott und von diesem ließ er sich zum Ganzgott vorrücken. Beim Alexandriner Philo finden wir diesen Narrenlauf in aufsteigender Linie in seinen Anfängen so angegeben: „Seine, Caligulas, ihm von der Natur überwiesene Aufgabe und Bestimmung sei die Obhut über die Menschen. Wie nun aber der Geißhirt kein Geißbock, der Rinderhirt kein Stier, der Schafhirt kein Widder sei, sondern ein Wesen höherer Ordnung, so stehe auch er, der Imperator urbis et orbis, der Herr der Welt seiner Wesenheit nach hoch über den Menschen." Die Praktik dieser Theorie war, daß er sich den größten und besten Kaiser („Caesarem optimum maximum)" nannte und die „stolzen" Römer, ohne alle Rücksicht auf Stand und Rang derselben, wie eine Herde von Ziegen, Rindern und Schafen behandelte. Mit Vorliebe tat er den Vornehmen, den Herren senatorischen und consularischen Ranges, an, was den Demütigungen nur immer

auszusinnen war. Wir wurden an den Übermut Napoleons erinnert, welcher Rheinbundsfürsten neben seinem Wagenschlag hergaloppieren ließ, wenn wir hören, daß Caligula römische Senatoren zwang, in ihren schweren Togen neben seinem Wagen herzurennen. Alle die grausamen Tollheiten und mörderischen Späße aufzuzählen, welche er als „Völkerhirt" verübte, müßte Langeweile und Eckel erregen.
Er fand es jetzt an der Zeit, der eigentlichen Vergottungsprozedur Raum zu geben, und spielte sich zuvörderst als Halbgott Hercules auf. Dann legte er sich den Namen und die Attribute des Bacchus und weiterhin die des Apollo bei. Schließlich fand er, daß damit seiner Göttlichkeit noch immer kein rechtes Genügen getan wäre, und ließ die Erklärung ausgehen, er sei der höchste römische Nationalgott, nämlich der Jupiter Latiaris, und folglich an Rang dem Jupiter Capitolimus, mit dessen Standbild Zwiesprache zu halten er sich den Anschein gab, durchaus ebenbürtig u. gleichstehend. Er erbaute seiner Gottheit einen prächtigen Tempel, in welchem als Priester amten zu dürfen, für Römer der adeligsten Geschlechter eine eifrig gesuchte Ehre war. In der Cella dieses Tempels stand seine aus Gold gegossene Porträtstatue, welche täglich mit einem dem seinigen ganz gleichen Anzuge bekleidet wurde und vor welcher täglich Flamingos, Pfauen, Fasanen, Perlhühner und andere kostbare Vögelarten als Opfer fielen. Dem Gotte ziemte auch eine Göttin zur Gemahlin. Daher lud der „Jupiter Latiaris" in Vollmondnächten die Selene-Luna zum Ehebündnis ein.
Der Senat, Rom und die Provinzen fügten sich dem Willen und Befehl des tollen Tyrannen, daß sein Jupiterstandbild

in allen Tempeln aufgestellt werde, und daß die Anbetung seiner Göttlichkeit vor den Kulten aller anderen Götter den Vorrang haben müßte. Nur ein Volk unter allen im römischen Reiche gab es, welches den ehrenwerten Mut hatte, dieser wahnwitzigen Überhebung sich nicht fügen zu wollen: das jüdische. Den Juden, deren strenger Monotheismus und Spiritalismus nicht einmal eine bildliche Darstellung ihres Nationalgottes Jahve duldete, mußte die Vergötzung eines Menschen und die Aufstellung von Standbildern des Vergötzten in ihren Synagogen der Greuel aller Greuel sein. Überall, wo sie in größerer Zahl niedergelassen waren, erklärten sie kühn und entschieden, der Vollziehung des bezüglichen Senatsbeschlusses Widerstand entgegenstellen zu wollen. Und sie taten so, wo immer sie es vermochten. Namentlich in Alexandria, in welcher Welthandelsstadt sie ja ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Ihr mannhafter Widerstand gegen den befohlenen Blödsinn führte zu einem heftigen Tumult und blutigen Straßenkampf, wodurch die Juden allerdings besiegt, aber doch nicht zur Idololatrie bekehrt wurden. Als für ihre Volksgenossen in Judäa selbst sowohl als für die überall zerstreuten nochmals der förmliche Befehl erging, das caligulasche Idol im Tempel zu Jerusalem und in allen Synagogen aufzustellen, machten die alexandrinischen Israeliten noch einen Versuch, diese Todsünde von Israel abzuwenden, indem sie es wagten, den tollen Kaiser die Sprache der Vernunft und Gerechtigkeit vernehmen zu lassen.

Das versuchte jene alexandrinisch-jüdische Abordnung, an deren Spitze der berühmteste Jude von dazumal, der gelehrte Philo, als Sprecher stand. Dieser griechisch schreiben-

de jüdische Autor hat uns einen Bericht über seine Sendung hinterlassen, welcher fraglos zu den denkwürdigsten zeitgenössischen Aufzeichnungen gehört. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich den jüdischen Abgeordneten, eine Audienz bei dem fahrigen Kaiser zu erlangen, aber nur zugleich mit einer anderen alexandrinischen Deputation, einer heidnischen, antisemitischen, welche, geführt von einem gewissen Isidorus, den Auftrag hatte, die Juden zu verklagen und denselben entgegenzuwirken. Die beiden feindlichen Abordnungen wurden in den weitläufigen Villen- und Parkanlagen der so geheißenen Gärten des Mäcenas bei Seiner verrückten kaiserlichen Majestät vorgelassen, welche gerade jetzt neben ihren übrigen Suchten auch noch die Bausucht hatte und beständig von einem Schwarm von Bau- und Gartenkünstlern umgeben war, Pläne besichtigend, den und jenen billigend, um denselben im nächsten Augenblick wieder zu verwerfen, stündlich etwas wollend und wieder nicht wollend, Befehle hervorsprudelnd und sofort wiederrufend, umgetrieben wie ein Kreisel, unstet wie Wind und Welle. „Da fanden wir" - meldet Philo - „den Tyrannen, umgeben von Höflingen, Intendanten, Architekten und Werkleuten aller Art. Alle Säle und Hallen waren weit aufgetan und er rannte aus einem Gelaß ins andere. Als wir vorgerufen wurden und der Kaiser in seinem wilden Herumfahren einen Augenblick innehielt, begrüßten wir ihn ehrerbietig als Augustus und Imperator." Er runzelte sie an mit den Worten: „Aha, ihr also seid die Gotthasser, welche meine doch von der ganzen Welt anerkannte Göttlichkeit leugnen?" Sprach's, hob die Hände gen Himmel und fluchte greulich. Die alexandrinisch-anti-

semitischen Abgeordneten klatschten Beifall, sprangen und tanzten vor Freude, begrüßten schmeichlerisch-sklavisch den Gott-Kaiser und ihr Sprecher Isidor sagte: „Du wirst, o Herr, die Juden noch mehr verabscheuen, wenn du erfährst, daß sie sich geweigert haben, für deine Wohlfahrt zu opfern." Darauf schrieen ihrerseits die Juden: „Herr Gajus, wir werden verleumdet. Wir haben geopfert für dich, haben dargebracht Hekatomben für dich, und zwar nicht einmal, sondern dreimal." Worauf Caligula: „Nun wohl, gesetzt, ihr habt geopfert, so habt ihr doch nur für mich geopfert, nicht aber mir." Damit wieder auf und davon. Die Juden und die Antijuden ihm nach, Trepp' auf, Trepp' ab, von Gemach zu Gemach, immer hinter dem Kaiser her und einander mit umgekehrten Liebenswürdigkeiten überhäufend. Plötzlich blieb Caligula wieder stehen und schnarrte, zu den Juden gewendet: „Sagt mir mal, warum eßt ihr kein Schweinefleisch?" Die Antisemiten lachten, aber Philo gab auf die höhnische Frage des Tyrannen die ganz verständliche Antwort: „Jedes Volk hat seine besonderen Sitten, auch unsere Feinde haben ihre Eigenheiten und es gibt ja auch Völker, welche Lammfleisch nicht essen mögen." Darauf der Herr Gajus: „Das begreift sich, Lammfleisch schmeckt schlecht." Er lachte, überzeugt, daß er einen guten Witz gemacht hätte, und fügte nach einer Pause hinzu: „Laßt mal hören, wie stellt ihr euch denn eigentlich zum römischen Staat?" Eine verfängliche Frage, allein ein so gewandter Wortschaumschläger wie Philo schrak vor der Beantwortung derselben nicht zurück. Er stellte sich in Positur und begann eine gelehrte Auseinandersetzung der religiösen und politischen Anschauungen und Grundsätze seines Volkes,

kam aber damit nicht weit. Denn der Kaiser rannte abermals weg, um die Einsetzung eines aus durchsichtigem Stein geschnittenen Fensters in einem der Säle zu überwachen. Die Juden immer hinter ihm her. Wieder zu ihnen gekehrt, befahl er: „Fahrt fort!" Allein kaum hatte der jüdische Redner angesetzt, so stürzte der Kaiser wieder fort, um die Aufstellung von etlichen Gemälden anzuordnen. „Wir gingen ihm immer nach" - sagt Philo -, „mehr tot als lebendig vor Angst, und während wir rechtfertigende und fehlende Worte an den Kaiser zu richten wagten, wandten wir uns in stillem Gebet an den großen Gott unserer Väter. Und siehe, der blickte gnädig und erbarmungsvoll auf uns und lenkte des Kaisers Herz und Mitleid." In der Tat endete die Audienz weit besser, als zu erwarten war. Nach langem Hin- und Herlaufen blieb Caligula schließlich vor den Juden stehen und entließ sie, halb mitleidig halb verachtungsvoll, mit den Worten: „Menschen, welche mich nicht für einen Gott halten, sind im Grunde mehr nur unverständig und unglücklich als bösartig und straffällig."
Freilich, die Juden hatten mittels ihres Mutes und ihrer Zähigkeit nur einen Aufschub der ihnen angedrohten Tempelschändung erlangt, allein dieser Aufschub währte doch gerade lange genug, d. h. bis zum Untergang des Tyrannen, mit welchem natürlich auch seine Göttlichkeit starb. Immerhin haben die Juden durch ihren Widerstand gegen den nichtswürdigen Götzendienst vor der übrigen Bevölkerung des römischen Reiches höchst vorteilhaft sich ausgezeichnet. Denn nicht dieses war das Ärgste, daß der Narr Caligula sich für einen Gott hielt - so etwas kommt in jedem Irrenhause vor -, sondern das Ärgste war vielmehr, daß Mil-

lionen und wieder Millionen von „vernunftbegabten" und „denkenden" Wesen in feiger Niedertracht so taten, als glaubten sie an eine Gottheit von solcher Sorte.

- - - -

Was vom „Gott Gajus" noch zu melden, ist nur eine ununterbrochene Reihe von Tollheiten. Wenn die römische Gesellschaft von damals nicht gewesen wäre, wie sie war, müßte man noch jetzt, nach achtzehn Jahrhunderten, erstaunt fragen: Aber warum hat man denn das Untier nicht in eine Zwangsjacke gesteckt und in eine Tobzelle gesperrt? Daß man daran nicht entfernt dachte, beweist unwidersprechlich den Umfang und die Abgrundtiefe der moralischen Pestilenz, von welcher die antike Welt durchseucht war. Man muß die römische Cäsarenwirtschaft kennen, um die Möglichkeit vom Aufkommen des Christentums zu verstehen. Nur die materialistische Völlerei der kaiserlichen Roma macht den Versuch einer solchen spiritualistischen Fastenkur begreiflich. Das wüste Bacchanal im Palatium der Cäsaren rief dem christlichen Fakirtum in den Wüsteneien Ägyptens und Syriens. Aus der Prämisse der heidnischen Orgie ergab sich als Schlußfolgerung die mönchische Kasteiung. Die Entwicklung der Menschheit schreitet ja nicht auf dem goetheschen Wege „ruhiger Bildung" voran, sondern sie wirft sich vielmehr in Extremen hin und her und macht sich gar nichts aus Sprüngen, wie beispielsweise zu reden, der Sprung von einem Caligula zu einem Simeon Stylites einer war.
Dies gesagt, werfen wir noch einen Blick auf den kaiserlichen Narren, von dem zu berichten ist, daß er in seiner Art auch ein zärtlicher Vater gewesen. Da seine drei ersten

Ehen kinderlos geblieben, hatte er eine unbändige Freude, als ihm die vierte Frau, die Milonia Cäsonia, eine Tochter gebar - am dreißigsten Tage nach der Hochzeit. Das wäre, erklärte er, ein Wunder, was eben wiederum bewiese, daß er, der Vater ein Gott sei. Er ließ das Kind, welchem er die Namen Julia Drusilla gab, in den Tempeln aller Göttinnen herumtragen und es dann in dem der Minerva dem Bilde derselben auf den Schoß legen, weil diese Göttin die richtige Amme für einen Sprößling des Jupiter Latiaris sein müßte.

Die Bauwut des Kaisers ging auf das Kolossale, nämlich auf das kolossal Verrückte. Was sonst soll und kann man von dem berühmten rein nur einer tollen Laune entsprungenen Brückenschlag über den Golf von Bajä sagen, wodurch Bauli und Puteoli für kurze Zeit mitsammen verbunden wurden? Warum? Weil während Caligulas Jugend der angesehene Wahrsager Thrasyllus geweissagt hatte, der Knabe Gajus würde so wenig Kaiser werden, als derselbe jemals zu Wagen über den Golf von Bajä fahren könnte, und der Kaiser Gajus diese Prophezeiung lügenstrafen wollte. Er tat so, ritt, angetan mit der angeblichen Rüstung Alexanders des Großen, unter großem Gepränge und mit zahlreichem Heergefolge von Bauli auf der mit unsinnigem Aufwand improvisierten Brücke nach Puteoli, allwo er wie ein Eroberer einzog, und dann fuhr er im Anzug eines Zirkuskutschers der „Grünen" auf einem Triumphatorwagen von Puteoli zurück nach Bauli, laut sich rühmend, daß er das Meer besiegt und Größeres vollbracht habe als Dareios und Xerxes mit ihrem Brückenschlagen über den „miserabeln" Hellespont. Es mag erlaubt sein, zu ver-

muten, daß er, zu seinen vertrauten Höflingen gewandt, noch hinzugefügt habe: „Dem alten Esel, dem Thrasyllus, hab' ich seine Orakelei tüchtig versalzen - hab' ich nicht?" Auch Fraß und Völlerei - man darf, so man bei der Wahrheit bleiben will, dafür keinen anständigeren Ausdruck gebrauchen als diesen biblischen - trieb er ins Ungeheuerliche, ins Gargantuahafte. Seine Narrheit war, im Tafelluxus zu leisten, was vor ihm noch nie geleistet worden, und so brachte er es glücklich dazu, die Kosten einer einzigen Mahlzeit auf die unglaubliche Höhe von zwei Millionen Franken hinaufzurasen. Um die Möglichkeit einer solchen Vergeudung begreiflich zu finden, muß man sich erinnern, daß ein etwas älterer Zeitgenosse Caligulas, der Eßkünstler Apicius, ein Vermögen von hundert Millionen Sesterzien (20 Millionen Goldfranken) verschleckt und verschlemmt hatte und sich das Leben nahm, weil er die ihm noch verbliebenen zwei Millionen Franken zur anständigen Ernährung für unzulänglich hielt.

Seine Großtat von Bajä scheint dem Kaiser-Narren Geschmack an Triumphalpompen erregt zu haben. Großmannssucht und immer wachsende Geldnot vermochten ihn, Feldzüge oder vielmehr Raubzüge nach Germanien und Gallien zu unternehmen. Was uns darüber überliefert ist, klingt so unerhört, so absonderlich, so läppisch, daß wir versucht sind, anzunehmen, wir hätten es hier nicht mit Berichten von Tatsachen, sondern nur mit mehr oder minder witziger Karikaturmalerei zu tun. Wir wollen darum diese Schnurrpfeifereien, welche den Übergang von Caligulas Wahnwitz zum Blödsinn angekündigt haben würden, hier nicht wiederholen. Diese Dummheiten, wahr oder erfunden,

waren doch gar zu dumm. Daß der Kaiser für seine „Feldzüge" in Germanien und Gallien, sowie für seine sogenannte „britannische Expedition" - er kam gar nicht nach Britannien - die Ehre eines Triumphes beanspruchte, verstand sich von selbst. In einem lichten Moment scheint ihm aber die ungeheure Lächerlichkeit dieses Anspruchs doch so eingeleuchtet zu haben, daß er, was ja nur eine possenhafte Travestie gewesen wäre, unterließ und bei seiner Rückkehr nach Rom mit einer „Ovation" sich begnügte. Übrigens ist der Erwähnung wert, daß es, wenn nicht im versklavten Rom, so doch in den Provinzen da und dort einen Menschen gab, welcher die caligula'sche Gottheitsposse für das hielt, was sie war. Beim Dion ist zu lesen, daß ein Gallier spottlächelte, als er eines Tages dem Kaiser, mit allen Insignien des höchsten Gottes Jupiter angetan, auf seinem Tribunale sich spreizen sah. Caligula bemerkte es und tat an den Mann die Frage, was selbiger von ihm dächte. „Daß du ein abgeschmackter Narr seiest," lautete die unverblümte Antwort. Auch dazumal mag der nachgeäffte Jupiter einen lichten Moment gehabt haben, denn der aufrichtige Provinzbewohner kam nicht nur mit dem Leben, sondern überhaupt ungestraft davon.
Soweit die Lückenhaftigkeit des uns zu Gebote stehenden Quellenmaterials es gestattet, mit einiger Sicherheit zu urteilen, scheint nach der Rückkehr des Kaisers von seinen Feldzügen" der Wahnwitz desselben die letzte Kraft angespannt und ausgetobt zu haben. Caligula, nur auf die teuer erkaufte Zuverlässigkeit seiner aus „barbarischen", d. h. gallischen, belgischen und germanischen Landsknechten bestehenden Leibgarde sich verlassend, machte jetzt den her-

kömmlichen Formen und Normen des römischen Staatswesens keinerlei Zubilligung mehr, sondern gab sich auch äußerlich als das, was er innerlich war, als vollendeter Sultan und Tyrann. Der Schrecken herrschte in Rom, und wie so ganz dieser Terrorismus dem Sinne des Kaisers entsprach, läßt sich daraus erraten, daß er häufig und gern die bekannte Phrase aus einer Tragödie des Attius im Munde führte: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten." Das Material zu unausgesetzten Hinrichtungen mußten ihm Komplotte liefern, wirkliche oder auch à la Bonapartismus gemachte. Delatoren und Denunzianten hatten einen größeren Stand als je. Der gesamte Senat kroch und wedelte hündisch vor dem Freigelassenen Protogenes, dem infamsten der Angeber. Die Mordsucht Caligulas gefiel sich immer mehr in der Austiftelung von Grausamkeiten. Er pflegte den Abschlachtungen anzuwohnen und, so der Henker ein Opfer unter den Händen hatte, zu sagen: „Triff ihn so, daß er das Sterben auch recht fühle (ita feri, ut se mori sentiat)!" Jeder Schuljunge weiß dem Sueton nachzuerzählen, daß, als eines Tages im Zirkus ein Wettfahrer von einer andern Farbe als der kaiserlichen den Preis errungen hatte und die Zuschauermenge dem Sieger zuklatschte, der Kaiser wütend aufgeschrieen habe: „Oh, ich wollte, das ganze römische Volk hätte nur einen Hals!"

Der gute Sueton, dessen starke Seite die Kritik bekanntlich nicht gewesen ist, und der die grenzenloseste Leichtgläubigkeit mit seinem antiquarischen Wissen und Gewissen in Harmonie zu bringen verstand, weiß von allerhand Vorzeichen des bevorstehenden Untergangs Caligulas zu be-

richten. Unter anderem, daß im Tempel zu Olympia das weltberühmte Zeusbild, welches auseinanderzunehmen und nach Rom zu schleppen der Kaiser-Narr befohlen hatte, plötzlich in ein schütterndes Gelächter ausgebrochen sei, so daß die Arbeiter entsetzt von dem wankenden Abbruchsgerüst wegflüchteten. Es bedurfte jedoch weder dieses noch eines anderen „Omens", um erkennen zu lassen, daß es mit der Dauerhaftigkeit eines Kaisers wie Caligula übel bestellt sei und sein Ende schwerlich ein friedliches sein werde. Zumal mit dem wachsenden Steuerdruck die Popularität des Tyrannen sichtbarlich abgenommen hatte.

Indessen hätte Caligula bei der jämmerlichen Verknechtung von Senat und Volk wohl noch lange den Presser, Prasser und Wüterich spielen können, falls er es über sich gewinnen konnte, seinen Witz zu zügeln. Ja, es ist kennzeichnend für das damalige Rom, daß nicht die schandbare Mißregierung des Kaisers seinen Fall herbeiführte, sondern vielmehr die plumpe Spottsucht, welche er auch an den Herren seiner nächsten Umgebung auszulassen liebte, an Leuten, von welchen doch seine Sicherheit vorzugsweise abhing.

Da war ein Bataillonskommandant von der Garde (tribunus cohortis praetoriae), Cassius Chärea, welchen der Kaiser zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Dieser schon in vorgerücktem Alter stehende Offizier besaß ein mangelhaftes Sprachorgan, eine dünne Weiberstimme, welche beim Kommandieren leicht in widrige Fisteltöne umschlug. Caligula, welcher doch selber mehr kreischte und krächzte als sprach, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Gardetribun darob zu verhöhnen. Selbst bei dienstlichen Vorkommnissen, wenn der Kommandant die Tages- oder Nacht-

parole bei dem Kaiser holte, mußte er sich bitterkränkend-unsaubere Anspielungen gefallen lassen. Cassius Chärea war aber nicht der Mann, das zu verzeihen oder lange zu dulden. Er faßte den Entschluß, sich selbst von seinem Verspotter und Rom von seinem Tyrannen zu befreien. Zu diesem Zwecke Mitverschworene zu finden, konnte ihm nicht schwer fallen. Denn das Wüten Caligulas war zuletzt so launisch geworden, daß niemand mehr auch nur für eine Stunde seines Lebens versichert sein konnte. Hatte der verrückte Wüterich doch kürzlich den Lieblingsgenossen seiner Wüstlingschaft, den Komödianten Apelles, in einem Augenblick des Unbehagens umbringen lassen. Und hatte er nicht unlängst zu seiner Frau Cäsonia, während er ihren Hals betrachtete, gesagt: „So hübsch er ist, ein Wink von mir und er wird abgeschnitten" -? Auch der Günstling des Tages, der Freigelassene Callistus, traute der kaiserlichen Gunst so wenig, daß er sich schon einmal in ein Komplott eingelassen hatte und jetzt den Eröffnungen Chäreas williges Gehör schenkte. So tat weiterhin Chäreas Waffenkamerad, der Bataillonskommandant Cornelius Sabinus, und so taten noch verschiedene Stabsoffiziere und Hauptleute von der Garde. Es war die richtige Militärverschwörung, an ähnliche Geschehnisse in der russischen Geschichte auffallend erinnernd. Hier wie dort hatten die Verschwörer nicht etwa eine Staatsveränderung im Sinne, sondern sie wollten nur einen Personenwechsel. Auf die kürzeste Formel gebracht, war ihre Losung: Morden, um nicht gemordet zu werden.

Verschiedene Mordanschläge erwiesen sich als unausführbar. Aber zögern durfte man nicht länger. Denn schon ging

ein Geraune vom Bestehen des Komplotts im Palast und in der Stadt um. Also sollte bei Gelegenheit der zum Gedächtnis des Augustus und der Livia Augusta eingesetzten sogenannten palatinischen Festspiele, für welche eigens ein Theater neben dem kaiserlichen Palatium erbaut worden war, der Schlag geführt werden.

Er wurde am 24. Januar des Jahres 41 geführt, dem fünften und letzten Festtag.

Der Kaiser saß in seiner Loge, von denselben Offizieren und Kämmerlingen umgeben, die zu seinem Verderben verschworen waren. Er hatte am vorhergegangenen Abend bis tief in die Nacht hinein geschlemmt und litt daher an jenem Übelbefinden, welches man die Reue des Magens nennt. Er war appetitlos und hatte, als es Mittag geworden, keine Lust, zum Prandium (Frühlmahl) ins Palatium zu gehen. Auf Zureden der Hofleute tat er es aber doch, erhob sich und verließ das Theater, welches mittels einer unterirdischen Galerie mit dem Palast in Verbindung stand. In dieser Galerie hielt gerade ein aus Asien verschriebener Chor vornehmer Jünglinge, welche auf der Bühne mitwirken sollten, eine Gesangprobe ab. Caligula, dem sein Oheim Claudius und sein Schwager Vinicius, welche von dem Bevorstehenden keine Ahnung hatten, voranschritten, hielt inne und hörte dem Gesange zu, welcher eine auf seine liebewerte Person komponierte Lobhudelhymne war. Er wollte dieselbe wiederholen lassen, als die verschworenen Offiziere, welche derweil ihre Schwerter in den Scheiden gelockert hatten, sich an ihn herandrängten. Der Tribun Sabinus sprach den Kaiser an, damit derselbe geruhte, das Losungswort für den Tag auszugeben. „Jupiter", sagt Caligula.

„Nimm das vom zürnenden (accipe iratum)!" schreit Chärea und durchhaut von hinten mit einem Schwertstreich dem Kaiser den Nacken. Der Getroffene macht eine halbe Wendung, da ruft Sabinus: „Noch eins!" und durchbohrt ihm die Brust. Caligula stürzt zu Boden und „Noch eins!" schreien die übrigen Verschworenen und machen mit dreißig Hieben und Stößen ihrem zappelnden und wimmernden Opfer den Garaus.

So starb Gajus Cäsar Caligula, neunundzwanzigjährig, nachdem er drei Jahre, zehn Monate und acht Tage lang geherrscht hatte. Auch er ging nicht allein zum Orkus hinab: seine Frau Milonia Cäsonia erstach ein Gardehauptmann, der armen kleinen Julia Drusilla zerschmetterte ein anderer den Kopf an einer Mauer.

So war denn auch hier die zaudernde Nemesis schließlich doch erschienen. Freilich, das ist eine recht altfränkische Anschauung, welche in der jetzt (im Jahre 1885), namentlich in Deutschland, modischen „Geschichtewissenschaft" keinen Kurs mehr hat. Was soll uns noch die „wissenschaftlich abgetane" Vorstellung von Schuld und Sühne als von Motiven der Tragödie Weltgeschichte? Die Propheten neuester Sorte haben uns ja den Star gestochen, haben uns belehrt, daß der Mensch keinen freien Willen, keine Wahl zwischen recht und schlecht, gut und bös, Tugend und Laster hätte und folglich auch keine Verantwortung seines Tuns und Lassens. Demzufolge sei die Weltgeschichte nichts anderes als eine mechanische Aufeinanderfolge von naturnotwendigen Geschehnissen. Der Mensch könne weder etwas dazu- noch etwas davontun und darum sei es einfach lächerlich, die Geschichte vom „sogenannten" sittlichen Standpunkt zu be-

trachten, zu fassen, zu lehren und zu schreiben. Das sagen zwar die Herren nicht so gerade heraus, aber sie glauben und betätigen es.

Nun, die Menschheit mag zusehen, wohin sie mit einer solchen „Geschichtewissenschaft" kommen wird. Oder vielmehr sie kann, soweit sie überhaupt zu sehen und zu urteilen fähig ist, schon jetzt erkennen, wie weit sie mit einer Historik, welche das Sittengesetz wissenschaftlich für „wertlos" oder wenigstens für „gleichgültig" ansieht, bereits gekommen ist. Dahin, an alles und jedes Menschliche nur noch den rohmaterialistischen, den brutal „realpolitischen" Maßstab von Erfolg oder Nichterfolg, von Glück oder Unglück zu legen. Ja, der unheilvolle Einfluß einer seelenlosen, weil nicht von sittlichen Grundsätzen getragenen Auffassung und Darstellung der Geschichte auf verschiedene Gebiete des Lebens macht sich dermalen schon deutlich genug fühlbar. So namentlich auch auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, welche aus einer Schutzwehr der Gesellschaft nachgerade mehr und mehr zu einem pseudophilanthropischen Sport eitler Phantasten geworden ist oder wenigstens zu werden droht.

CLAUDIUS

Am 24. Januar des Jahres 41 der christlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäsaren eine jener Palastrevolutionen vor sich, wie sie zum Wesen des Despotismus stets gehört haben und stets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derselben und bezeichnen in den Annalen der Knechtschaft mit roten Mordstrichen die Stellen, wo ein Scheusal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüsteren Platz zu machen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal so weit gekommen ist, wie weit es nach den entsittlichenden Greueln der Bürgerkriege in der kaiserlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemesis darauf sich beschränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer niederträchtig gewordenen Menschheit fühlbar zu machen, daß – „Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld sei".

Octavianus hatte sich glücklich zum Imperator Autokrator und Augustus emporgeheuchelt und emporgemordet. Er müßte der Louis Philippe des Altertums heißen, wenn er nicht einen Zug an sich hätte, welcher dem Prinzen, der seinen bürgerlichen Regenschirm in ein königliches Zepter umzulügen verstand, ehrenvollerweise abging: – den Zug frostig-

erbarmungsloser Grausamkeit. Augustus verkaiserlichte Rom, indem er den „Principe" des florentinischen Staatsschreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederschreibung des Buches meisterlich in Szene setzte. In der Hauptsache ließ er seinen Nachfolgern wenig oder nichts zu tun übrig. Die Canailleisierung des römischen Volkes war vollendet, die Verwandlung des römischen Bürgertums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des augustischen Zeitalters spiegelt die entsetzliche Raschheit des Verfalls deutlich wider. Vergil, Horaz und Ovid waren Zeitgenossen, und doch welch ein Absturz vom ersten bis zum dritten! Die Seele von Vergils Poesie ist noch die Idee der ewigen Roma gewesen. Der Gedanke der römischen Weltmacht bildet bei ihm den großartigen Hintergrund, und da, wo der Pulsschlag seiner Muse am begeistertsten sich hob, hat sie diesen Gedanken als des Dichters höchsten Wunsch in die tapferen Worte gekleidet:

> „Du sei, Römer, bedacht, mit Macht
> zu gebieten den Völkern!"

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das skeptische Evangelium: „Nil admirari!" (= nichts anstaunen) gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend seiner Zeit sich hinwegzuheben, aber man sieht ihm doch deutlich genug an, daß er sich etwelchen Zwang antun mußte, wenn er in seiner hofrätlichen Stellung das Weihrauchsodenfaß vor der Nase des Augustus herumzuschwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Überlieferungen der Republik, und die römische Staatsidee in seinen Augen noch groß und voll über dem Sumpfe des Cäsarismus schwebend, ließ ihn beten:

„Sonnengott, o könntest du Größeres
niemals schauen als Roma!"

Dagegen stellt sich im und beim Ovid der Römer der anhebenden Kaiserzeit schon als der vollendete Bruder Liederlich dar, welcher nur noch seinen Privatneigungen und Privatlastern lebte. Da ist alles Große und Hohe vergessen und verschollen oder höchstens gelegentlich und flüchtig als dichterischer Zierat verwendet. Der hochbegabte Poet plätschert mit unsäglichem Behagen – dem Rausche folgte bekanntlich später der Katzenjammer im Tomi – in dem Pfuhl der politischen und sittlichen Fäulnis seiner Zeit umher. Kein Wunder also, daß selbst seine anmutigste Elegie nur die lüsterne Ausmalung einer frechen Situation ist, und daß der zügellose Präzeptor der „Liebeskunst", im schreiend-charakteristischen Gegensatz zum Vergil und selbst zum Horaz, keinen höheren Wunsch kannte als den, mitten im wildesten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden.

Der Grundstock des Römertums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Roheit, und der vortretendste Charakterzug im römischen Wesen ist jener brutale Egoismus gewesen, wie er mit solcher bronzestirnigen Frechheit seither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim englischen. Man verfolge nur die Entwicklung der auswärtigen Politik Roms und Englands, und man wird überall die gleiche grenzenlos selbstsüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derselben infamen Heuchelei. Weil aber das Römertum in seinem innersten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechische Bildung stets nur eine äußerliche sein, und es trat ein, was überall eintritt, wo eine ver-

feinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: die Fäulnis vor der Reife. In der Brutalität seines Machtgefühls hochmütig, wie nur die Unwissenheit es zu sein vermag, und unverschämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, schöne, feingebildete, kunstfertige und graziöse Gräcia wie eine Sklavin oder höchstens wie eine Mätresse, deren Liebkosungen so ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte sich: sie entnervte ihren Tyrannen. Es kann keiner Anzweifelung ausgesetzt sein, daß Rom genau in dem Verhältnis, in welchem es sich zivilisierte, zugleich auch sich demoralisierte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, sondern nur ein Lotter- und Lasterbett. Daher die wundersame oder vielmehr widerliche Erscheinung, daß die Weltbeherrscherin Roma bei sich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäsarischen Herren nach Lust und Laune herumstampften. Sie mußten verrückt werden, diese Cäsaren. Es war dies sozusagen eine logische Folge der Prämisse, daß das den Erdkreis beherrschende Volk aller formalen Standes- und Klassenunterschiede ungeachtet in eine charakter- und gewissenlose Breimasse zusammengerührt war und mit sklavischer Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelche der Allmacht berauscht, den Zynismus der Menschenverachtung zu einer Art von Kunstwerk gestalteten, wie Tiberius, oder in förmliche Raserei ausbarsten, wie Caligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödsinns die ihnen erwiesene Vergötterung sich gefallen ließen, wie Claudius.

Wer von den goldstarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiserliche Roma hinab- und hinaussah, der mußte - falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus besaß - durch all den kolossalen Reichtum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtstadt das erblicken, was sie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreises her alles „Greuelhafte und Schandbare" zusammenfloß. Hier, auf diesem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Industrie sandten, in diesem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau gestellt waren, in diesem Millionendurcheinander, welches aus den Gestalten, Farben, Trachten, Kulten und Lastern aller Völker zusammengesetzt war, in diesem Prachtwald von Tempeln und Palästen, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Kosten einer unterjochten und ausgesogenen Welt gemästet, sein Dasein wie ein unendlich tobendes Bacchanal, wie eine aus der Wollust in die Grausamkeit und aus dieser in jene hinüberspringende Riesenorgie, deren giganteske, mit ungeheuerlicher Verschwendung von Geld, sowie von Menschen- und Tierleben, in Szene gesetzte Prunkakte die Spiele des tosenden Zirkus und der blutdampfenden Arena gewesen sind.

Nichts Göttliches oder Menschliches, was in diesem prächtigen Lupanar (Bordell), wo die Bestie im Menschen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geschändet, ins Scheußliche und Greuliche verkehrt worden wäre. Da sah man Kaiser, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiserinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutschande aufreizten.

Da prahlten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenschmuck im Werte von Millionen behangen; dort gab ein histrionischer Schürzenstipendiat verbuhlter Prinzessinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gastmahl, wobei die Zubereitung einer einzigen der aufgetragenen Schüsseln sechstausend Louisdor gekostet hatte, weil sie ein Frikassee von lauter seltenen, kostspielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monströse, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine rasende Verschwendung, das Bizarrste, Barockste, Groteskeste aussinnend, die tollgewordene Lust und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche sich hinaufschwindelnd. Während hier im Amphitheater Tausende und wieder Tausende von Gladiatoren zur Ergötzung des partizischen und plebesischen Pöbels kunstmäßig sich abschlachteten oder Tausende und wieder Tausende von mit ungeheuren Kosten aus den fernsten Wildnissen herbeigeholten Bestien naturwüchsig sich würgten, ringelten sich dort im Kaiserpalast, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Rosen der Lust die Vipern des Giftmordes. Die cäsarische Familie ein Knäuel von Scheusäligem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grausenhaft sich verschlangen. Die Blasiertheit der Cäsaren verfiel auf das Absurdeste wie auf das Gräßlichste. Jenen kitzelte es, in Essig aufgelöste Perlen zu verschlingen; diesen, Hirsche, Eber, Löwen und Tiger zum Reiten und Fahren, Elefanten, Rhinozerosse und Krokodile zum Tanzen abrichten zu lassen; einen dritten, seinen Park abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskierten und als solche verbrauchten Menschen; einen vierten, Pa-

steten backen zu lassen, deren Füllsel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen bestand. In den Theatern deklamierte, gestikulierte, sang und sprang - und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, sondern auch der Frauen - eine Schamlosigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. Durch namenlose Frevel zusammengeraffte Reichtümer wurden mittels der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ einer mitten im Meere einen Berg auftürmen, hier ein anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieser begoß seine Obstbäume mit Wein, jener ließ seine Schafherden mit Purpurfarbe anstreichen. Den einen Feinschmecker lüstete es nach Muränen, welche mit Menschenfleisch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer solchen Gesellschaft, deren ganzes Dichten und Trachten, Tun und Treiben an die wüsten Gebilde eines eines Opiumrausches gemahnt, in diesem kaiserlich-römischen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders sein, als sie waren. Die Römerinnen hatten sich, wie jedermann weiß, überhaupt niemals in einem solchen Zustand unwürdiger Unmündigkeit befunden wie die Griechinnen, oder sie hatten sich wenigstens schon frühzeitig von demselben zu emanzipieren angefangen, und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömische Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle seine Angehörigen die unumschränkte Gewalt zugestanden, sogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömische Familienhaftigkeit selber, so war auch dieses Recht im Ver-

laufe der Zeit allmählich absolet geworden. Das kaiserliche Rom vollends war so recht das Paradies der emanzipierten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- oder Zügellosigkeit irgend etwas gemein hat. Ganz wesentlich hatte hierzu die Veränderung beigetragen, welche hinsichtlich der Fassung und Führung des ehelichen Verhältnisses vor sich gegangen. An die Stelle der strengeren Formen der römischen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienstschaft des Gatten" überging, war mehr und mehr eine freiere getreten, welche die höchst wichtige Bestimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zustehen sollte, und außerdem der Ehescheidung allen möglichen Vorschub leistete. Diese Form der Ehe, sehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinarischer Launen, war zur Kaiserzeit gang und gäbe. Sie emanzipierte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die also rechtlich emanzipierten gesellig sich zur denkbar möglichsten Skalahöhe der Emanzipation hinaufschamloseten.

Um den Gegensatz in der Sittengeschichte der römischen Frauenwelt früherer und späterer Zeit in seiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Cornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Messalina gegenüberzustellen. Indessen reichen die Anfänge der Frauenverderbnis weit genug in die Zeiten der Republik zurück, und es ist kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichtum zunehmende Luxus seine entsittlichende Wirkung auf das weibliche Geschlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müssen eine laszive Ma-

lerei und Skulptur, sowie die geilen Schaustellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römischen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarsten Juvenal, dessen Satirik allerdings ein Hohlspiegel ist, aber im ganzen und großen doch sicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Wesen hohlspiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege stand die Saat raffinierter Geschlechtssünden bereits in üppiger Blüte. Wie die Wüstlinge des Zeitalters der Petites Maisons und der Parc aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und sein Kompagnon Casanova, etwas dareinsetzten, Nonnen zu verführen, so gingen die der römischen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Vestalinnen aus. Solches erzählt z. B. Sallust von dem im ersten Jünglingsalter grundliederlichen Catilina. Die Geschichte der Verschwörung dieses aus dem Griechischen ins Römische übersetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erschreckende Verlotterung des römischen Frauentums. Schon Sallust klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuschheit feilböten", und sein jüngerer Zeitgenosse Horaz, der doch wahrlich nichts weniger als ein moralischer Eiferer gewesen ist, hat in seiner schönen Ode „An die Römer" also sich ausgelassen:

„Noch unreif, lernt die Jungfrau ionische
Schamlose Tänze; wird in der Buhlerkunst
Früh ausgebildet; sinnt, kaum mannbar,
Schon auf die sträflichsten Liebeshändel;
Sucht dann, indes der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheschänder und wählt nicht erst,
Mit wem sie sonder Licht und Zeugen
Rasch die verbotene Wollust treibe.

Wohl auch mit Wissen und Willen des Gemahls
Steht sie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der spanische Pilot, ein bess'rer
Zahler der Schande, sie zu sich fordert."

Wieder ein jüngerer Zeitgenosse, Properz, hat, obgleich ein feurigster Sänger der Liebe, in diesen strengen Tadel der Zuchtlosigkeit seiner zeitgenössischen Landsmänninnen eingestimmt. Hier in Rom, sagt er –

„Hier ist ganz treulos das Geschlecht der Gattinnen;
keine so wie Euadne treu, noch wie Penelope keusch."

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naso findet nämlich die Liederlichkeit der römischen Damen allerliebst und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keusch ist nur die, deren noch keiner begehrte; und wenn sie nicht zu linkisch wäre, würde sie sich wohl selbst antragen." Welche moralische Pest mußte da grassieren, wo ein beliebtester Poet lachend sagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menschen gereicht der Ehebruch seiner Frau zum Ärgernis, nur einem bäuerlichen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton ist unter Leuten von Welt."
So die Zeit, in welcher das nachstehende Stück römischer Kaisergeschichte spielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta" („Kaiserliche Dirne") erwuchs.

\- - - -

Gajus Cäsar Caligula hatte, auf dem Kaiserthron aus einem wüsten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchlose getan, was eine vor Frevelfreude toll gewordene Phantasie zu ersinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wüterichs hatte die Niederträchtigkeit seiner Untertanen so sehr entsprochen, daß

der bekannte Tigerwitz des Kaisers: „Oh, hätte doch das römische Volk nur einen Hals!" nicht so ganz unverzeihlich erscheinen mag.

Die Nachricht vom Tode des Scheusals gab das Signal zu einer kläglichen Posse. Zu einer Posse, welche deutlich macht, wie sehr das kolossale Fratzenbild der cäsarischen Roma zur Vollendung noch dieses Zuges bedurfte, daß des Augustus diabolisch-höhnische Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikanischen Staatseinrichtungen hatte fortbestehen lassen und auf seine Nachfolger vererbte. Die „Konsuln" beriefen den „Senat" auf das Kapitolium, und diesem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit" und die „Republik" wiederherzustellen, in diesem Lasterpfuhl von Rom, wo nur noch zwischen Säbelbrutalität und Anarchiegreuel die Wahl sein konnte. Etliche Gardesoldaten machten der Komödie, die übrigens selbstverständlich weit mehr eine in Worten als in Handlungen war, ein Ende. In der Absicht, die allgemeine Verwirrung zum Plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiserpalast und fanden hier den Prinzen Claudius, den Oheim des ermordeten Kaisers. In einer nicht sehr imperatorischen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, stammelnde Tropf hatte sich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodieren gekommen, in das Solarium des Hermespavillons hinaufgeflüchtet und dort zwischen dem Doppelvorhang des Eingangs versteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat namens Gratus, zog den Zitternden aus seinem Verstecke hervor und erkannte den kaiserlichen Prinzen. Der prinzliche Fex – denn dieses Wort zieht am richtigsten

die Summe seiner Persönlichkeit – fiel dem Gardisten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar" aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator". Dann rief er seine Kameraden herbei, welche den also von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles") fabrizierten Kaiser auf eine Sänfte hoben und denselben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweilen machte der Senat, was derartige konstitutionelle Versammlungen, wann der „liberale" Geist über sie kommt, zu machen pflegen: – Phrasen. Als daher am folgenden Tage die Gardesoldaten, nachdem ihnen der stammelnde Claudius ein Trinkgeld von 750 Talern auf den Mann ve..ve..versprochen hatte, den Prinzen förmlich zum „Imperator urbis et orbis" ausriefen, war von Widerstand überall nicht die Rede und begrüßte die sklavische Menge, zu welcher die „römischen Bürger" zusammengequirlt waren, den neuen Herrscher mit jubelndem Zuruf.

\- - - -

Er war nicht gerade einer der schlimmsten Cäsaren, wohl aber einer der dümmsten, obgleich oder auch weil er, sozusagen, ein Gelehrter gewesen ist. Seinen Vater Drusus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Octavianus Augustus geboren, man weiß nicht recht, ob diesem oder aber ihrem ersten Manne Tiberius Claudius Nero, welchem der Cäsar sie entrissen hatte. Deshalb pfiffen römische Spottdrosseln um dieses Kindbett der Livia her den griechischen Vers:

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!"

Drusus, dessen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutschland war, heiratete Antonia, des Marcus Antonius und der Octavia Tochter, also eine Nichte des Augustus, und diese seine Frau gebar ihm als drittes Kind im Jahre 10 v. Chr. zu Lyon den schwächlichen, kränklichen Claudius, der von früh auf in seiner Familie für einen Simpel galt und als solcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu sagen, er sei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geschlagen, nicht fertig genäht", und wenn sie einen der Simpelhaftigkeit bezichtigen wollte, bediente sie sich des Ausdrucks, er sei noch dümmer als ihr Sohn Claudius. Mit womöglich noch größerer Verachtung wurde der skrofulöse Junge von seiner Großmutter, der Kaiserin Livia, behandelt, und was seinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermutlichen wirklichen Großvater, den Augustus, betraf, so machte er den armen Claudius con amore zur Zielscheibe seiner Spottsucht. Es existieren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten", als einen „Tropf" und „Kretin" bezeichnete.

Hieraus erhellt sich, daß die kaiserliche Würde in der Person des Claudius, welcher, weil sein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, im Jahre 19 n. Chr. gestorben, nach Ermordung seines Neffen Caligula der legitime" Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräsentiert gewesen ist. Schon die körperliche Erscheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beständiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten" war keineswegs imperatorisch. Sein langer und gedunsener Oberkörper saß schlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, so daß sein Gehen nur ein gar-

stiges Wackeln („foeda vacilatio"). Beim Sprechen stammelte und stotterte er. Das gichtische Zittern seines Kopfes, seine Triefnase und sein Geifermund machten ihn geradezu abstoßend. Im Zorne oder sonst aufgeregt, sei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze gewesen.

An Geist ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er schriftstellerte fleißig, in lateinischer und mehr noch in griechischer Sprache, schrieb „tyrrhenische" und „karthagische Untersuchungen", ferner ein Buch über die Brettspielkunst, war stark in Zitaten, vermehrte das römische Alphabet um drei von ihm erfundene Buchstabenzeichen und ließ seine „Geschichtswerke" öffentlich durch Liktoren vorlesen, was für die lieben Untertanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe gewesen ist, als für die eines Deutschen Monarchen neuerer Zeit die untertänigsttreue Lesung der königlichen „Gedichte". Auch im Regieren war er stark: - es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsorders ausgehen ließ, darunter eine, worin den getreuen Untertanen befohlen wurde, „auf die bevorstehende Weinlese hin die Fässer gut zu verpichen", und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wissen, daß gegen Vipernbiß nichts so gut wie Taxusbaumsaft." Ebenso pflichteifrig erwies er sich in Erfüllung richterlicher Pflichten, und wie er als Prinz der Hänselpeter seiner Familie gewesen, so trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal sitzenden Kaiser die Advokaten ihren Ulk. Ein prozessierender Grieche warf sogar in der Hitze seines Plädoyers eines Tages dem Kaiser-Richter das Wort: „Du bist ein alter Esel!" in den Bart und eines andern Tages ein fälschlich angeklagter römischer Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf.

Als vortretende Züge in dem Charakter des Claudius bezeichnete Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grausamkeit, von demselben Zeugen betont, ganz gut sich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in seiner Gegenwart vollziehen zu lassen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenspiel der sterbenden Gladiatoren zu studieren. Außerdem war er unmäßig im Essen und Trinken und maßlos im Wollustgenuß. Aus seiner Feigheit, seiner Trunksucht und seiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem seine Umgebung den Kaiser-Simpel führte, ihn, der nach Dions Ausdruck der „Gebieter Roms und des Römerreichs gewesen ist und doch nur ein Sklave". Es paradiert in der modernen Geschichte eine königliche Majestät, mit welcher diese römisch-kaiserliche eine ganz auffallende Ähnlichkeit hat: - Jakob I., der stammelnde, geifernde, geile, feige, blödsinniggelehrte Tropf von Stuart.

- - - -

Man muß gestehen, daß Claudius so, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden, wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu sein. Seine Verlobungs- und Heiratsversuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erste Braut Ämilia Lepida mußte er auf einen Wink des Augustus hin verstoßen; seine zweite, Livia Medullina, starb an dem zur Hochzeit festgesetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er sich „um unbedeutender Händel willen" von ihr scheiden, nachdem sie ihm einen Sohn (Drusus) und eine Tochter (Claudia) - deren eigentlicher Vater aber der Freigelassene Boter war - ge-

boren hatte. Sein zweiter, mit Älia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren hatte, mußte er sich ihrer „schmachvollen Ausschweifungen" wegen von ihr scheiden. Jetzt verschritt er dazu, in dritter Ehe seines Vetters Barbatus Messala Tochter zu heiraten, die Valeria Messalina, welche ihm eine Tochter (Octavia) und einen Sohn (Britannicus) gab und den schon vorher sattsam gehörnten Kaiser der Römer glücklich zum Kaiser der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Callistus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem ersten Geheimschreiber Narcissus und dem Hofschatzmeister Pallas beherrschte Messalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß schön gewesen sein, dieses Weib, schön wie die Sünde, lockend wie eine wollustschwere Sommernacht, bestrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geist. Eine verzehrende Sinnlichkeit ist ihres Lebens Lust und Qual gewesen. Eine durch und durch dämonische Natur, hat sie sich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menschlichkeit lachend hinweggeschwungen und hat sich in ihre beispiellose Schamlosigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige asiatische Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Messalina zur geschichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörperung der Unzucht geschaffen, und eine gleich bizarre Laune des Schicksals hatte dieses Geschöpf auf einen Weltthron gesetzt. Und wie der Zug kalter Grausamkeit, so durfte auch der Zug dämonischen Humors diesem reizenden Greuel von Weib nicht fehlen, um dessen Ähnlich-

keit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Rußland zu vollenden. In den Abscheu vor diesen drei Kaiserinnen mischt sich aber doch unwillkürlich ein leises Mitleid, welches uns zuflüstert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müsse doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organisation entlodert sein. Psychologisch also läßt sich das Rätsel der Erscheinung Messalinas zur Not erklären. Zu einer psychologischen Lösung fehlt uns leider ein Schlüssel, wie uns für ihre Person Katharina II. in ihren eigenhändigen Memoiren einen solchen hinterlassen hat. Ohne Zweifel würde Meister Tacitus im 9. oder 10. Buch seiner Annalen das Werden und Wachsen Messalinas unserer Vorstellung anschaulich nahegebracht haben, allein bekanntlich sind diese Bücher samt den zwei vorhergehenden verlorengegangen. Für diesen Verlust bietet weder der fleißige, aber geistlose Antiquar Sueton noch der charakterlose Flachmaler Dion Ersatz, und was den Juvenal anlangt, so zeichnet er uns, wie jedermann weiß, nicht die werdende Messalina, sondern nur das fertige satyrialistische Laster.

Daß und wie sie das werden konnte, ist freilich bei alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Claudius mußte sich in der Frau des Claudius die Anlage des Dämonisch-Bösen rasch und gewaltig entwickeln. Ein junges, schönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, sehr vernachlässigter Erziehung, ohne eine Spur von sittlichem Fond, hoch- und übermütig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt" verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs - was wunders, daß sie den Taumelkelch, nachdem sie ihn einmal an die Lippen ge-

bracht hatte, bis auf den Grund zu leeren dürstete? Sie sah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen, und sie zögerte nicht, sich wie eine Tigerkatze auf dieselbe zu stürzen, um die tollsten Eingebungen einer sicherlich schon frühzeitig und vollständig vergifteten Phantasie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wollust und Grausamkeit erscheinen in Messalina so recht zu siamesischen Zwillingsschwestern zusammengewachsen, und in dem ganzen Tun und Treiben der „Meretrix Augusta", wie Juvenal sie so unübertrefflich bündigwahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abstoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erst dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgesogen ist.

- - - -

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbesondere Messalina es war, welche in der schwachen Hand des Claudius den kaiserlichen Mordstahl lenkte. Die Ausrottung der alten Aristokratie Roms, schon durch Augustus grundsätzlich begonnen, durch Tiberius systematisch fortgesetzt, durch Caligula wahnwitzig-blutdürstig weitergeführt, hatte auch unter Messalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundertundfünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge" anderer Bürger sind unter dieser Regierung hingeschlachtet worden. Das Motiv der vorragendsten Morde war stets die Gier der Kaiserin nach rastlosem Wechsel im Sinnengenuß. Die Liebe - falls es erlaubt ist, dieses Wort zur Bezeichnung von so Verworfenem zu mißbrauchen -,

die Liebe dieses Weibes wurde tödlich, so oder so. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerstand! Ihr Haß tötete, ihre Gunst befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzessin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo Frau des Marcus Vinicius, welche der Kaiserin doppelte Veranlassung zum Hasse gab. Denn die Prinzessin näherte sich in auffallender Weise ihrem Oheim Claudius, und Messalina war nicht gewillt, den Kaiser-Simpel unter den Einfluß der schönen und als sehr gefällig bekannten Nichte geraten zu lassen; sodann begehrte sie selbst des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Claudius als Ehebrecherin verklagt - insbesondere des Ehebruchs mit dem philosophierenden Zweiächsler Seneca - und der Kaiser gezwungen, daraufhin erst den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tötung seiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der sich ihm anbietenden Messalina sich versagte, ließ sie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangesehener Mann, welchen Claudius von der Statthalterschaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in seine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Messalina, zur Frau zu geben. Die Kaiserin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters lüstern, trug sich ihm an. Die Linkischkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuschen Damen seiner Zeit verhöhnen hörten, war also kein Fehler der Kaiserin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verstehen. Sofort verschwor sich die rachgierige Mänade mit dem Geheimschreiber Narcissus zum Verderben Silans, welchen Clau-

dius auf eine ganz alberne Vorspiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der schöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mnester, vormals Lustknabe Caligulas, jetzo zum Liebhaber Messalinas gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältnisses deutlich erkennend, den schamlosen Anträgen der Kaiserin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile so in ihn verschossen, daß sie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palast eingesperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Balletts, und der kaiserliche Hahnrei Claudius verwunderte sich selber höchlich über das Nichtauftreten Mnesters, er, welchem man den stadtkundigen Skandal des Lebenswandels seiner Gemahlin nicht mitzuteilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüten („ob saevitiam") Messalinas. Es muß fürwahr eine tollkomische Szene gewesen sein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiser die Frage richtete, warum denn Mnester nicht mehr aufträte, und Claudius zur Antwort gab, er wi...wi...wisse es nicht, er kö...kö...könne nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä...Tä...Tänzer nicht bei sich. Was das für ein Zischeln und Flüstern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verursacht haben muß! Übrigens hatte Mnester das Unglück, der Zwangsliebhaber Messalinas gewesen zu sein, später bei ihrem Verderben mit seinem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in seiner Todesstunde den Kaiser erinnerte, sich nur auf dessen ausdrücklichen Befehl der Messalina „zur Verfügung" gestellt (se dedisset), welchen Befehl das freche

Weib dem Stumpfsinnigen abzulisten gewußt, lügend, Mnester weigere sich, vor ihr zu tanzen.
Müde des Anblicks einer Gesellschaft, deren Dasein dem Mitlebenden Seneca zufolge nur „ein Zusammenhausen wilder Bestien" war, erquickt sich das Auge gerne an der berühmten Episode von Pätus und Arria, welche aus diesem grundlosen Pfuhl gleich einer grünen Insel emporsteigt.... In despotisch mißregierten Staaten erheben sich Verschwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, sondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil sie die einzigen Korrektive der Tyrannei sind. Wir müssen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römischen Aristokratie, Annius Vinicianus und Furius Camillus, zum Umsturz der Herrschaft des Claudius, d. h. der Messalina stifteten, ein patriotisches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigstens in seinen besten Tendenzen hoffnungsloses war. Es mißlang, zunächst deshalb, weil dem Camillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten seines Armeekorps alsbald den Gehorsam versagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikanischen Verfassung sprach. Damit, murrten sie, würden für sie die Tage des Müßiggangs und Wohllebens vorüber sein. Camillus, verraten und verlassen, gab sich selber den Tod. Vinicianus tat ebenso. Gegen die übrigen Verschworenen erhob sich eine unerbittliche Verfolgung, und Messalina und ihr erster Handlanger, der Kammerherr und Geheimschreiber Narcissus, sie benutzten eifrigst die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Personen, obzwar dieselben dem Komplotte

ganz fremd, Tod und Verbannung verhängen zu lassen. Claudius, welcher sich während der kurzen Dauer eines Scheines von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte, der er war, stotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze sein kaiserliches „Fi ... Fi ... Fiat" („Es geschehe" .....). Den Konsular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverschworenen, traf das Urteil, sich selbst zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt seine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelsten Stils geschildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchstößt sich damit die Brust, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh, lieber Pätus, es tut nicht weh!" Ermutigt durch ein so glorreiches Beispiel, durchbohrt er sich und stirbt. Der heldischen Frau aber stillt man das strömende Blut, verbindet ihre Wunden und will sie zwingen, zu leben. Sie aber sagt: „Ich folge dem Gatten!" und als ihr Tochtermann Pätus Thrasea sie fragt: „Also wolltest du, daß deine Tochter auch also mit mir stürbe, falls ein gleiches Los mich träfe?" gibt sie zur Antwort: „Allerdings, falls sie mit dir in so langer und inniger Verbindung gelebt hätte, wie ich mit Pätus." Man bewachte sie, aber eines Tages sprang sie unversehens vom Lager auf und zerschellte sich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht gesagt, daß ich sicherlich den Weg zum Tode finden würde?" Es wäre zu wünschen, daß ein besserer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabschrift der Arria verfaßt hätte:

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das sie der eigenen Brust lächelnd soeben entzog:
‚Sei du,' spricht sie, ‚getrost: die Wunde, die meinige, schmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich d i e, welche du, Pätus, d i r schlägst.'"

- - - -

Derweil schritt die Kaiserin auf der Bahn der Ausschweifung bis zur äußersten Grenze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unersättlichkeit genugzutun, unterließ sie auch nicht, zugleich mit dem Kaiser-Simpel von Gemahl übermütigen Scherz zu treiben, indem sie, die Nächte mit ihren Buhlern durchschwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Calpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamierung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, sondern vielmehr ein teuflischer Trieb zur Unheilstifterei, wenn Messalina, das kaiserliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchsten Gesellschaftskreise zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in greulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht" zu ringen, welche freilich ihr selbst sogar eine verrufene Vettel - wie der ältere Plinius bezeugt hat - nicht streitig zu machen vermochte.

Und damit noch nicht genug. Es stachelte sie, in dem gemeinsten Unflat der Liederlichkeit sich zu wälzen. Gelangweilt - mit Tacitus zu reden -, gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecherischen Genüsse, sank sie in unerhörtes Laster hinab. Nächtlicherweile verließ sie heimlich den Palast, um in einem der zahllosen Lupanarien (Bor-

delle) Roms unter dem Namen Lycisca als Priesterin der Venus Vulgivaga für Geld zu dienen. Juvenal hat dieses „unerhörte Laster" an der schrecklichsten Stelle seiner schrecklichen sechsten Satire beschrieben, er, welcher, unter der Regierung des Claudius geboren, als ein Zeitgenosse der „Meretrix Augusta" betrachtet werden darf. Es ist das Gräßlichste, was jemals über ein Weib ausgesagt worden, und es muß Wahrheit sein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in sich selbst tragend, nicht erfunden sein kann.
Mitten in diese beispiellosen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raserei grenzende Leidenschaft" Messalinas. Diese Leidenschaft, deren Gegenstand Gajus Silius war, der „schönste junge Mann Roms", entwickelte sich, die Kaiserin ins tausendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhaftesten Kapitel der Weltgeschichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen, vermessen und lächerlich sein würde.... Um des neuerkorenen Buhlers sich zu bemächtigen, zwang ihn Messalina, seine Gemahlin Junia Silana zu verstoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch gewesen sein, der schöne Silius; denn er sah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „seines Verderbens gewiß, so er widerstände, und bei dem großen Vorteil, welcher dabei war, suchte er Trost darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen". Messalina ihrerseits gefiel sich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamlosigkeit in dieses Verhältnis hineinzutragen. Sie besuchte ihren Liebhaber, den sie mit Schätzen und Ehrenstellen überschüttete, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge in seinem Hause, so daß daselbst der kaiserliche Haushalt und Hofstaat zu sehen

war, als wäre er des Buhlers Erbschaft und Eigentum. Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinierend, wollte das ungeheuerliche Weib etwas, was noch gar nie dagewesen war: – bei Lebzeiten ihres Fex von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Danach gelüstete sie allen Ernstes, und zwar „um der Größe der Ruchlosigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Liederlichkeit ist". Nebenbei mag freilich zu diesem Exzeß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß sich ein messalinischer Lebenswandel in die Länge nicht mehr straflos fortführen ließe. Sie besaß übrigens, das muß man ihr nachsagen, vollauf den Mut der Frevelhaftigkeit, und sie muß denselben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieser seine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man sich einmal in offenkundige Missetaten eingelassen hat, so ist es das Klügste, zur Tollkühnheit seine Zuflucht zu nehmen."

Tacitus hat in Fortführung seiner Erzählung gesagt, er wisse wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung an einem bestimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Besiegelung des Ehekontraktes, mit des Kaisers Gemahlin zur Heirat zusammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe, und daß endlich nach angerichtetem und im Beisein von Gästen eingenommenem Hochzeitsmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden sei. Aber der strenge Geschichtschreiber fügt ausdrücklich die Versicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geschöpft und nur Tatsäch-

liches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Messalinas Charakter angesehen, nicht ganz unglaubhaft erscheint, was Sueton meldet: – daß sie nämlich in humoristischer Tolldreistigkeit gewollt und durchgesetzt habe, Claudius sollte ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mit unterzeichnen, was der Simpel wirklich getan, nach dem man ihm weisgemacht, diese Heirat sei nur eine Scheinzeremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden.

– – – –

Jetzt aber schlug die Krisis plötzlich in eine Katastrophe um, denn der Frevlerin versagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Minister – man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibische Stellung dieser Höflinge bezeichnen soll – Callistus, Pallas und Narcissus sahen den Fortschritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachsendem Bedenken und Argwohn, und als die Peripetie des Stückes in Szene gegangen, überkam die drei und ihren Anhang die nicht grundlose Befürchtung, sie könnten, so Messalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge beiseitegestellt oder wohl gar hingeschafft werden, „wo kein Tag mehr scheint". So etwas ließ sich allerdings der Kaiserin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbesondere Narcissus, waren zu erfahrene, gewandte und entschlossene Schurken, als daß sie das Bedrohliche sich allzu nahe hätten auf den Leib rücken lassen. Callistus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderst einen Versuch mach-

te, Messalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narcissus, erkennend, daß bei der reißend-schnellen Entwicklung der Sachen zum Diplomatisieren keine Zeit mehr wäre, arbeitete sofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin sah.

Eine jener religiösen Zeremonien, deren das römische Staatspfaffentum so viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Claudius nach Ostia. Diese Abwesenheit des armen Simpels wollte Messalina benützen, um als echte Bacchantin in höchstem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgiensippschaft im Palatium zu Rom das Weinlesefest zu begehen. Aber auch Narzissus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Ostia gewann er die beiden Mätressen des Kaisers, Calpurnia und Kleopatria, für seinen Plan und unterwies sie in der bei Ausführung desselben ihnen übertragenen Rolle. Diese bestand darin, ohne Verzug die kaiserliche Majestät in das öffentliche Geheimnis Allerhöchst Ihrer ungeheuerlichen Hahnreischaft einzuweihen. Nachdem also Claudius in Ostia sein Staatsopfergeschäft abgemacht hatte, warf sich ihm die Calpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufschrei: „Unerhörtes ist geschehen! Deine Gemahlin Messalina hat mit dem Gajus Silius Hochzeit gemacht!" Kleopatra bestätigt diese Neuigkeit, und der angedonnerte Cäsar würgt nur langsam das Wort heraus. „Ho ... ho ... holt mir den Na ... Na ... Narcissus." Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregister der Kaiserin dem maulaufsperrenden Stotterer, also seine Enthüllungen beschließend: „Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausschweifende Leben Messalinas dir so lange verhohlen habe. Ich sah darin keine

Gefahr, solange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius usw. sich begnügte. Allein mit Silius ist es ein ganz ander Ding. Du mußt wissen, o Herr, daß du ein geschiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Messalinas mit Silius zugeschaut, und so du dich nicht sputest, ist der neue Gemahl deiner Frau Meister der Hauptstadt und des Reiches..." Selbstverständlich benahm sich der Jammermensch von Imperator unter so getanen Umständen jammerhaft. „Bi...bi...bin ich noch Kaiser? Oder ist Si...Si...Silius bereits als solcher ausgerufen?" stammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narcissus und der von diesem rasch herbeigerufene Gardegeneral Lusius Geta sagten, was er zu tun hätte, d. h. andere tun lassen sollte.

Derweil tobt zu Rom das messalinische Bacchanal. Sich überbietend in Ausgelassenheit, feiert die Kaiserin ihr Winzerfest. Die Kelternbäume knarren, die Kufen überströmen von Most. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Messalina selber, die langen schwarzen Haare fliegend, schwingt, die schönste und keckste der Mänaden, den Thyrsusstab. Ihr zur Seite Silius, den Efeukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen einherwankend gleich einem Berauschten unter dem jauchzenden Getöne der bacchantischen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Festgäste, Vettius, auf einen hohen Baum, und auf die Frage: „Was siehst du da oben?" ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Ostia herzieht."

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwischtes Scherzwort, welches durch die Ereignisse nachmals zu einer Weissagung gestempelt wurde? Wahrscheinlicher doch wohl

die erste, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher sich unterdessen wirklich in Ostia zusammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerschlag. So aber wirkte es, die liederliche Festsippschaft nach allen Seiten hin zerstäubend. Von allen den Messalinariern, den Silius inbegriffen, welche so dreist eine Thronrevolution geplant hatten, versuchte kein einziger, das hereinbrechende Geschick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: so schmachvoll war dieses Römertum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die messalinischen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verschont, aus Rücksicht auf seinen Oheim, und der schandbare Cäsonis, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria".

Die Kaiserin hatte sich vom gestörten Winzerfest hinweg nach ihrer Villa im lucullischen Parke begeben, und von da machte sie sich, nachdem sie die Fürbitte der ältesten Vestalin beim Kaiser nachgesucht und zugesagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Ostia auf, um den Idioten von Gemahl zu beschmeicheln. Aber schon ging von der vor wenigen Stunden noch Allmächtigen der scheuchende Pestgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrscheinlich Sklaven, gefolgt, schleppte sie sich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Tore angelangt, froh sein, einen elenden Karren, zum Wegschaffen des Unrats aus den Gärten bestimmt, besteigen zu können, um dem von Ostia heimkehrenden Kaiser entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Teilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebens-

wandels alle früheren Rücksichten überwog." Zu Deutsch: Der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarste gern nachgesehen und verziehen, der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man nichts. Es ist wunderbar, wie in solchen Fällen die Menschen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiser-Simpel auf dem Wege zwischen Rom und Ostia zu sprechen, so würde sie ihn ohne Zweifel zu sich herüber und ihre sämtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narcissus wußte das wohl und hielt daher den Claudius festgepackt, indem er die Rückreise nach der Hauptstadt auf demselben Tragsessel mit ihm machte. Als nun Messalina herankam und schon von ferne dem Cäsar zurief, er solle, müsse und werde die Mutter des Britannicus und der Oktavia hören, da überschrie sie der Kammerherr, nannte sie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaisers eine schriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Claudius, der keiner Pergamentrolle widerstehen konnte, vertiefte sich eifrigst in diese Lesung. Narcissus beeilte den Weiterzug, und so ging diese Begegnung erfolglos für Messalina vorüber. Auch ein Versuch, den Kaiser nach seiner Ankunft im Palatium zu Rom durch den Anblick seiner zwei Kinder zugunsten der Mutter zu rühren, sowie die von der Vestalin Vibidia angebrachte Fürbitte - eine für eine Messalina fürbittende „Vestalin" gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden - wurden durch den argusäugigen Narcissus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte sie noch und durfte, in den Park Lucullš

zurückgekehrt, in der Tat hoffen, über die Schwäche des Kaisers zu triumphieren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgesuche an ihn gelangen zu lassen, in welchen sie alle Töne anschlug, welche, wie sie wußte, bei dem Fex verfangen konnten. Und sie verfingen wirklich. Denn eines Tages sagte der Kaiser, nachdem er reichlich gespeist und noch reichlicher getrunken hatte, man solle hingehen und der Unglücklichen („miserae") ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Verteidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narcissus stürzte hinaus, den Offizieren der Palastwache ankündigend, es wäre des Kaisers Wille, daß Messalinas Hinrichtung sofort vollzogen und durch den Freigelassenen Evodus vollstreckt werde. Dieser eilte in Begleitung eines Tribuns spornstreichs nach dem Parke, wo er die Kaiserin „ausgestreckt am Boden liegend fand und neben ihr sitzend ihre Mutter Lepida, welche mit ihrer Tochter zerworfen, solange diese glücklich gewesen, jetzt in ihrer Not voll Mitleid zu ihr sich neigte und ihr den Rat gab, einen anständigen (d. h. freiwilligen) Tod zu suchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt sei". Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille, und sie mühte sich in fruchtlosen Klagen ab, bis der Tribun schweigend und der Freigelassene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr stand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm sie den Dolch, und während sie die Spitze zaghaft an Hals und Brust versuchte, wurde sie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiser meldete man über der Tafel, Messalina wäre ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem Wie, sondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit.